

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 35 (1912)

Artikel: Jugenderinnerungen aus dem Leben des sel. Prof. Dr. Friedrich von Wyss
Autor: Wyss, Leo v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985731>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jugenderinnerungen aus dem Leben des sel. Prof. Dr. Friedrich von Wyß.

Von Pfarrer Leo v. Wyß.

Vorbemerkung.

Von der verehrlichen Redaktion des Zürcher Taschenbuches wurde dem Herausgeber der Wunsch ausgesprochen, es möchte für dasselbe eine Lebensskizze seines im November 1907 verstorbenen Vaters Prof. Friedr. v. Wyß verfaßt werden. Gerne ging ich auf diesen Wunsch ein, da ich in Anbetracht des Lebensganges, der Berufsstellung und Tätigkeit und der Schicksale des Verewigten der Öffentlichkeit, insbesondere seinem großen Bekanntenkreis innerhalb wie außerhalb Zürichs das Recht zugestehen muß, eine etwas eingehendere biographische Darstellung zu verlangen, als sie die Gedenkblätter, welche auf des Heimgegangenen Grab niedergelegt wurden, enthielten. Die Ausarbeitung einer Lebensskizze desselben wird zudem in mancher Hinsicht wesentlich erleichtert durch das Vorhandensein einer von ihm eigenhändig geschriebenen ausführlichen Selbstbiographie, welche freilich nur für die nächsten Angehörigen bestimmt, in annalistischer Form den Lebensgang überaus anschaulich und in fesselnder Weise schildert. Dieser Autobiographie ist denn auch das Nachfolgende entnommen.

Je mehr ich aber mit dem Erzählungsstoff mich vertraut machte und daran ging, das für Veröffentlichung Geeignete demselben zu entnehmen, desto mehr drängte sich mir der Eindruck auf, daß bei Zusammenfassung des Ganzen in ein einmaliges Lebensbild die Jugendgeschichte des Verewigten nicht zu ihrem Rechte käme; auch würde das ihr eigene reizende Kolorit durch die notwendige Umformung und Kürzung verloren gehen. Darum entschloß ich mich, dem Leserkreis des Taschenbuches die so anmutig erzählte Kindheits- und Jugendgeschichte soviel als möglich in den eigenen Worten des Erzählers vorzulegen und Umgestaltung durch Zusammenfassung dessen, was inhaltlich zusammengehört, nur so weit durchaus nötig vorzunehmen. (Immerhin mußte darauf Bedacht genommen werden, die Grenzen, welche der verfügbare Raum einer einzelnen biographischen Skizze zieht, nicht zu überschreiten.) Ich danke der geehrten Redaktion, daß sie sich freundlich damit einverstanden erklärte.

Wie der Lesern Wunsch, so ist es auch meine Absicht, im folgenden Jahrgang, so Gott will, das Leben meines Vaters in seinen Mannesjahren von der Universitätszeit an bis zu seinem Tode darzustellen.

Mein Vater war mit seinem leider schon 1893 verstorbenen Bruder Professor Dr. Georg v. Wnh von frühester Jugend an äußerlich wie innerlich gar eng verbunden. Daher werden die Besitzer und Leser der Neujahrsblätter Nr. 117 und 118 zugunsten des Waisenhauses, worin von berufener Hand der Lebensgang des Vektgenannten zur Darstellung gebracht ist, in den folgenden Blättern auf manches stoßen, was dort bereits Erwähnung finden mußte. Nichtsdestoweniger darf vielleicht auch für diese doch wieder andersartige Schilderung gemeinsam verlebter Jugendjahre auf das Interesse des Lesers gehofft werden.

I. Geburt und Kindheit im Schoß der Familie.

„Ich wurde geboren am 6. Nov. 1818, wie ein von meinem Vater sofort nach der Geburt nach Bern geschriebener Brief dies beweist. Mein Vater David v. Wyß¹⁾, damals 55 Jahre alt, stand als Bürgermeister seit 1814 neben Reinhard²⁾ dem Kanton Zürich vor; meine Mutter Johanna Sophie³⁾, Tochter von Schultheiß Nikolaus Friedrich von Mülinen⁴⁾ von Bern, die mein Vater 1817 in 3. Ehe geheiratet hatte, zählte damals 25 Jahre. Noch lebten aus 1. Ehe meines Vaters 2 Söhne, David⁵⁾, geb. 1794, und Konrad⁶⁾, geb. 1797, aus 2. Ehe eine Tochter Regula, geb. 1810, und ein Sohn Georg, geb. 1816. Es scheint, meine Geburt sei für die Mutter schwer und schmerzhaft gewesen; umso größer die Freude, als ein gesunder, kräftig scheinender Knabe zur Welt kam. Mein Vater schrieb an den Schwiegervater von der Freude über das neue häusliche Glück, das um so wertvoller für ihn sei, als er die Verbindung mit dem geliebten Schwiegervater noch verstärke. Letzterer wurde auch sofort gebeten, die Patenschaft zu übernehmen, was die freundlichste Erwiderung fand. Am 14. Nov. erhielt ich die Taufe im Großmünster. Die Stelle des Paten versah mein Onkel, Oberst Diethelm v. Wyß⁷⁾; Patin war die Mutter

1) David v. Wyß, der Jüngere, geb. 1763, gest. 1839, Bürgermeister von Zürich 1814—32. Vgl. Friedr. v. Wyß: Leben der beiden zürcherischen Bürgermeister David v. W., Vater und Sohn, 2 Bde., und Allg. deutsche Biographie 44, S. 404 ff.

2) Geb. 1755, gest. 1835, Landammann der Schweiz.

3) Geb. 1793.

4) Geb. 1760, gest. 1833, schweizerischer Geschichtsforscher (Allg. deutsche Biographie XXII, 783 ff. — Lebensbeschreibung im „Schweizer. Geschichtsforscher“, Bd. IX, Bern, Juni 1837).

5) Pfarrer in Wollishofen.

6) Gest. 1867, Statthalter von Zürich.

7) Diethelm v. Wyß, geb. 1765, gew. Oberstlieutenant in der holländischen Garde.

der 2. Frau meines Vaters, Frau Direktor Bürkli im Tiefenhof¹⁾.

„Von meinem Großvater erhielt ich den sein Wesen zeigenden Tauffchein: ‚Der Allmächtige schenke meinem teuren, heute die hl. Taufe empfangenden Taufkinde und Enkel Friedrich v. Wñß seine schönsten Segnungen. Es wachse auf zum frommen Christ, zum guten und glücklichen Menschen, zum hellsehenden und tätigen Staatsbürger. Er folge dem Beispiel seines trefflichen Vaters. Empfange, liebes Kind, die besten Wünsche deines Großvaters. N. Fr. v. M.‘

„Ich konnte wohl — schreibt F. v. W. — wenn ich damals schon Einsicht und Sprache gehabt hätte, von Glück sagen von so trefflichen Eltern und Großeltern herzustammen. Die Aufforderung, ihnen nachzufolgen, lag nahe genug. Möchte sie nur wirksamer zur Tat geworden sein!“

Eine überaus glückliche Kindheit war diesem jüngsten Sohne des Bürgermeisters beschieden, wie ein Traum floß sie dahin, wenig getrübt durch eigne Krankheit oder fremdes Leid, aber hochbeglückt durch die Liebe der Eltern, Großeltern und Geschwister.

Der Wohnsitz des Bürgermeisters v. Wñß, zugleich die Geburtsstätte und der spätere Erbsitz seines Sohnes Frtz, war das drittunterste Haus (Nr. 6) an der Thorgasse²⁾ vis-à-vis der „Krone“ (später „Zürcherhof“) — ein echtes, altes, schönes Patrizierhaus mit weiten und hohen Zimmern, welche auf 4 schmale Stockwerke verteilt waren. Von den höher gelegenen Zimmern, die nach Südwesten gingen, genoß man eine

1) A. Dorothea Meyer, geb. 1759, Gattin des Direktors Georg Bürkli.

2) Die ganze Häuserreihe und mit ihr das großväterliche Haus ist unlängst durch einen modernen Häuserblock verdrängt worden. — Vergleiche Zürcher Taschenbuch 1911, S. 292 ff., „Ein verschwundenes Stück des ältesten Zürich“, mit Bild.

prächtige Aussicht auf See und Gebirge. Eine schmale, aber lange Zinne lief auf der Höhe des ersten Stockwerks an der Südostseite hin bis zum untersten Haus an der Gasse hinab. Daran grenzte ein allerdings nicht großer Garten nach der Rämistrasse hin. Zinne und Garten boten für die Jugend prächtigen Spielplatz.

Um während des Sommers der Hitze und der dumpfen Atmosphäre der engen Gasse zu entfliehen, wählten die Eltern von Wyß für ihre Familie alsdann etwa ein Haus außerhalb der Stadt mietweise zum Aufenthalt. — Die schönen Herbstwochen wurden meist und gern auf dem Gute¹⁾ des Bruders des Bürgermeisters, Oberst Diethelm v. Wyß, in Feldmeilen zugebracht. Dort war die Weinlese jeweilen ein Glanzpunkt im Leben der heranwachsenden Kinder.

Die innige Freundschaft, welche Vater und Großvater verband und von ferne nicht nur den offiziellen, amtlichen Verkehr unter ihnen belebte, erhielt die beiden Familien in so reger Verbindung, daß Bern für meinen Vater nahezu eine zweite Heimat wurde. Fast kein Jahr verging, ohne daß nicht die Mutter und oft auch der Vater mit den beiden Söhnen Georg und Fritz wochenlang, sei's in Bern selbst, oder in der Gegend von Thun, an dem herrlichen See bei den Großeltern verweilen durften.

F. v. W. schreibt: „Am 6. Mai 1819 machte ich meine erste Reise nach Bern mit meinen Eltern. Nach seiner Rückkehr schrieb der Vater an seine noch länger dort weilende Gattin — wie gewöhnlich französisch: „je veux me promener encore un peu avec vous dans le pré de Hofstetten (Landgut des Großvaters v. M.) ou dans le joli bois du Bächli (ebenfalls bei Thun). Je Vous y rencontre bien des fois avec Fritzli sur

¹⁾ „Mariafeld“ genannt; jetzt Herrn Oberst Wille gehörig.

le bras, recevant des caresses enfantines pour Vous et quelquefois, j'espère aussi, pour moi. — Croyez que je partage quoiqu'absent ces jours agréables sincèrement avec Vous'. — In Thun wurde in diesem Sommer die geliebte, so viel Freude auch für uns später verschaffende ‚Chartreuse‘ gebaut, in deren Veranda die von Hrn. Wurstemberger gedichteten Stanzas geschrieben wurden, an denen auch die Hrn. David Heß und Martin Usteri noch feilten.¹⁾

„Im Jahr 1821 war der Vater Präsident des Bororts und der Tagsatzung und da der Ausbruch der Revolution in Piemont und die Zumutungen und Intriguen der Großmächte und der reaktionären Partei in Bern Sorgen und Tätigkeit in vollem Maß in Anspruch nahmen, mußte neben der Politik und den Repräsentationspflichten die Familie in den Hintergrund treten. Am 2. Juli wurde die Tagsatzung eröffnet und dauerte bis zum 17. August. Der Großvater war als erster Gesandter von Bern dabei und wohnte im Nebenhause an der Thorgasse. Sein Umgang war eine große Versüßung der Präsidiallasten. Er schreibt am 20. August: ‚A Zurich je n'ai éprouvé que des sensations douces et agréables. Votre bonne et excellente amitié, le bonheur dont j'ai vu que jouât ma chère Sophie, son charmant enfant, l'union qui règne dans toute votre aimable famille: tout cela est bien fait pour causer un sensible plaisir.‘

Im Jahr 1824, als David v. Wnß erster zürcherischer Gesandter zur Tagsatzung in Bern war, hatte seine Gattin viel

¹⁾ Der Verfasser erinnert sich aus seiner Knabenzeit noch deutlich eines bei Gelegenheit mit seinem Vater in der Chartreuse gemachten Besuches. Das einfache, hübsche Landhaus bot mit seinem Turm einen originellen, heimeligen Anblick inmitten einer reizenden Gartenanlage. Das Haus hat später mehrmals seinen Besitzer gewechselt und ist in neuerer Zeit einer modernen Villa gewichen.

mit der Beihülfe bei den vielen Diners und Gesellschaften zu tun. „Ich war dabei wol etwas im Wege und wurde deshalb in eine von Hrn. Wenger (Vater des Hrn. Pfr. Wenger sel. in Heinrichsbad) gehaltene Privatschule gebracht. Ich habe nur dunkle Erinnerung noch an das Schulzimmer und einige Schulgenossen, darunter zwei Wurstemberger (wahrscheinlich die spätern Offiziere in fremden Diensten Friedr. Ludwig und Hans Ludwig, Söhne von Hrn. Oberst v. W.). Bei meiner Schüchternheit werde ich kaum gern in diese mir so fremde Umgebung eingetreten sein, und daraus wird sich erklären, was mein Vater nach erfolgter Heimkehr schreibt: „Le petit ingrat qui perdra, j'espère, dans un âge plus avancé son esprit de cantonalité, s'amuse déjà fort bien avec tous les petits drôles de sa connaissance.“

Im folgenden Jahr wurde der Vater wieder Amtsbürgermeister. „Dies trug dazu bei, den Neujahrstag für uns Kinder zu einem großen Festtag zu machen. Am Morgen früh erhielten wir unsere Geschenke. Weihnachtsbaum war bei uns nicht Sitte. Unter den einfachen, aber deshalb uns nicht weniger erfreuenden Geschenken waren immer auch Gaben der Großeltern in Bern. Nach der Kirche erfolgten die in der Visitenstube empfangenen Gratulationsbesuche der Behörden, der weltlichen und geistlichen, und was uns — die wir bei der Treppe zusahen — ganz besonders interessierte, das Offizierkorps in Uniform. Hr. Oberst Fühl¹⁾ führte an der Spitze desselben das Wort. Abends spät erfolgte dann noch ein uns besonders erfreuendes Ständchen der Militärmusik. Auch sonst war für uns Kinder mit der Bürgermeisterwürde des Vaters zusammen-

¹⁾ Hans Jakob Fühl, geb. 1766, Oberst der Kantons-Miliz, Inspektor der Infanterie des ersten Bundes-Auszugs und des I. Militärkreises, eidg. Divisions-Oberst.

hängendes hauptsächliches Interesse die Schildwache mit ihrem Schilderhäuschen, die den ganzen Tag hindurch vor dem Hause stand, und der Weibel Michel, der dem Vater zu den Sitzungen aufs Rathaus mit dem Portefeuille folgte, und wenn er nicht beschäftigt war, gar oft in unserer Wohnung sich aufhielt.

„Ein für die Kinder wichtiger Teil des Haushalts waren natürlich auch die Dienstboten, an deren Spitze die Haushälterin Sophie, eine ältere Jungfer aus dem St. Neuenburg, die in Deutschland gedient, ihr Französisch da zum Teil verlernt und das Deutsche nur halb gelernt hatte, so daß sie ein komisches Kauderwelsch sprach, aber den Haushalt treu besorgte; die Stuben- und Kindsmagd „Mäde“, feiner gebildet als gewöhnliche Mägde und unser großer Liebling; die Köchin, rüstig und geschickt, aber etwas böse. Dazu ein Knecht, C. M., treu und nicht ungeschickt, aber ein Hasenfuß, der oft erzählte, daß er und andere Kameraden bei dem Feldzug von 1815 die Säbel an die Steine geschlagen haben, weil es geheißen, daß die Franzosen die Leute mit scharfem Säbel besonders schlecht behandelten. — Noch wurden damals die Dienstboten lange behalten, sie wurden zu wirklichen Hausgenossen und ein Dienstwechsel war eine große, nicht leicht unternommene Sache. Sie waren für uns um so wichtiger, als die Eltern die meisten Abende in Gesellschaft gingen und wir dann für uns in der Wohnstube saßen, wo auch die Stubenmägde arbeiteten.

„Um 12 Uhr wurde zu Mittag gegessen (immer Fleischsuppe, gesottenes Rindfleisch, 1 Gemüse und 1 süße Speise), um 4 Uhr erhielten wir unser Abendbrot, meist Apfel. Zu nacht gegessen wurde um 9 Uhr (nach Rückkehr der Eltern aus der Gesellschaft — d. S.), worauf die Eltern noch oft diskutierend im Zimmer auf- und abschritten. Wir schliefen im Winter immer in ungeheizter Stube. Eine große Annehmlichkeit für

uns Knaben war, daß wir einen freien Tummelplatz hinter dem Hause, auf der langen Zinne, dem kleinen Garten mit altertümlichen Blumen, Hühnerhof und Waschhaus hatten. Solche Spiele, zu denen auch Knaben aus der Nachbarschaft sich gesellten, waren uns fast noch lieber als die Spaziergänge, welche der Vater im Sommer gerne machte und an denen wir mit den Eltern meist teilnahmen. Etwa einmal was dann freilich sehr erwünscht war, ging es bis auf den ‚Höckler‘.“

Chartreuse.

Verweilen wir nur ein wenig bei der Schilderung der Sommeraufenthalte in dem schönen Landgut des Großvaters am Thunersee.

„Die ersehnte Reise nach der Chartreuse mit dem Vater, Regula und Georg erfolgte 1825 durch das Emmenthal. — Diese Reisen nach Bern in der Kutsche brachten immer viel Freude und Interesse. In Baden wurde gewöhnlich außerhalb des Städtchens ein Halt gemacht, um die Pferde zu füttern; das Mittagessen wurde in Lenzburg genommen am Fuß des Schloßhügels. Nachmittags Fahrt über Suhr, Entfelden, Rölliken, wo besonders die zahlreichen Störche Interesse erregten. Nachtlager meist in Morgenthal, etwa auch Kreuzstraße oder Langenthal. Ganz besonders beliebt war das heimelige, nach alter Berner Art ländlich, doch komfortabel geführte Wirtshaus in Morgenthal, wo dann abends gewöhnlich noch ein Spaziergang gemacht wurde. Am folgenden Morgen ging die Fahrt dieses Mal (statt über Hindelbank nach Bern) über Burgdorf und das stattliche Walkringen, wo Mittag gemacht wurde, direkt nach der Chartreuse. Hier folgten die angenehmsten Tage. Der Vater schrieb an seinen Sohn David: ‚Fritz befindet sich wol; er tummelt sich der Kälte ungeachtet stets im Freien herum und äußerte jüngst den Wunsch des

Großpapas Bub zu sein, da er viel mehr Land als der Papa besitze.'

„Auf dem Heimweg wurde das Lipp'sche Institut auf Schloß Lenzburg besucht, da der Vater mit dem Gedanken umging, Georg dort für einige Jahre unterzubringen.¹⁾

„Der Besuch brachte gute Eindrücke. *J'ai été très-satisfait de l'institut de Ms. Lippe sous rapport des soins qu'on a pour la santé et la moralité des jeunes élèves qui sont au nombre de 28. J'ai pris envie sérieusement de placer Georgli pour 2 ou 3 ans dans cet institut, mais il m'en coûtera beaucoup sous bien des rapports, même quand je pense à Fritzli, qui perdrait un compagnon journalier utile.* Anfang August erfolgte die Versetzung von Georg — hauptsächlich aus Gesundheitsgründen — nach Lenzburg wirklich. Für mich brachte dies, da wir sonst Alles zusammen geteilt hatten, eine große Veränderung, die einige Gefahr bringen konnte, gar zu sehr Muttersohnchen zu werden. Indessen hatte ich doch das Gegengewicht der Schule und dabei ziemlich selbständigen, muntern und fröhlichen Sinn, der jugendliche Gesellschaft liebte.

„Im Oktober kam Georg von Lenzburg für kurzen Aufenthalt nach Hause und ich erinnere mich noch wol, wie wir zusammen nach der in Lenzburg erlernten Art in der Bohnstube mit den ‚Klüren‘ spielten.

„1828 verlebte ich mit den Eltern und mit Georg in der Chartreuse wieder einige sehr glückliche Wochen, in denen ich die Freundlichkeit und Liebe des Großvaters sehr genoß. Es war nun die Zeit gekommen, in der ich anfing, Sinn und Verständnis zu haben für den romantischen Zauber des Hauses, die Veranda mit ihren Versen, den großen Salon zu ebener

¹⁾ Über dieses Institut und Georgs Aufenthalt daselbst vgl. Neujahrsblatt des Waisenhauses aus dem Jahr 1895, S. 7—11.

Erde mit den ritterlichen Ahnenbildern, daneben das Eßzimmer mit den Bildern schweizerischer Helden und Geschichtsschreiber, die an die Thüren gemalten Sprüche, die im Turm aufgestellte Bibliothek mit den Ritterromanen neben den wissenschaftlichen Büchern, den herrlichen Eichenwald mit Schild und Schwert und dem Ritter von Strättlingen, der an ihn erinnernden auf Stein geschriebenen Inschrift der Bank: ‚Ruhe aus und genieße‘, dem keltischen Götzenbild im Innern des Wäldchens. Am Morgen früh konnte wir den Großvater begleiten, wenn er mit der Pfeife, im Schlafrock, spazierte; dann die Teilnahme an ländlicher Arbeit, das heimelige Haus des Lehenmanns F. mit seiner zahlreichen Familie, der mit Leidenschaft betriebene Schmetterlingsfang: All das steht mir so lebhaft vor Augen, als wenn ich vor Kurzem darin gewesen wäre. Es war die eigentliche Poesie meiner Jugend.“

Das folgende Jahr sah Mutter und Sohn abermals auf eine Reihe von Wochen (vom 13. Juli bis 6. Sept.) in der geliebten Chartreuse. „Das war eine prächtige Zeit, in der ich mich völlig erholte (von vorangegangener Krankheit) und das Landleben in vollen Zügen genoß. Der Großvater war nicht mehr im Amte, hatte mehr Muße auch mit mir sich abzugeben. Die Großmama, die ihren eigentümlichen Gang gieng, so trotz der Freude an Welt und Gesellschaft jeden Morgen, selbst wenn das Haus voll Gäste war, eine Stunde sich einschloß, um in der Bibel zu lesen, war wie immer die Güte selbst. Die vielen Fremden, die in der Chartreuse vorsprachen, genierten mich wenig; zum Teil, da ich kein Französisch verstand und sprach, hielt mich schon dies auf der Seite. Fast so viel wie im Herrschaftshaus war ich bei dem Lehenmann und seiner Familie, half ernstlich mit bei dem Kirschenpflücken und Heuen und nahm teil an ihrem Nachessen mit dem Korb voll geschwellter Erdäpfel. Eine Hauptsache war das große Interesse an den

Schmetterlingen. Ich war glücklich, wenn ich in der Waldwiese im Wäldchen den glänzenden Admiral verfolgen konnte und abends spät im Wäldchen große Nachtschmetterlinge vorüberfliegen sah. — In diesen Aufenthalt fällt, glaube ich, eine Fahrt mit dem Großvater nach Interlaken, Iseltwald, dem Gießbach, der von der Kultur noch unbeleckt in natürlicher Schönheit sich ergoß. Dabei stand nur das hölzerne Haus, in dem der Schulmeier Kehrli mit seiner Familie, die wir besuchten, wohnte. Ganz besondere Freude hatte ich zum ersten Mal Häuser mit Schindeldächern, welche große Steine beschwerten, zu sehen. Große Sensation brachte mir während dieser Zeit auch das Geschenk einer silbernen Uhr, die ich vom Großvater erhielt. Ich durfte sie aber nur anfangs einige Tage tragen und weiß noch, wie ich sie ungeschickt beim Aufziehen schädigte, was heiße Thränen kostete und mich zu einem Gang nach Hilterfingen zum Uhrmacher nötigte.

„1830 war unser Aufenthalt in der Chartreuse sehr gestört und bewegt durch die bald nach unserer Ankunft aus Paris anlangenden Nachrichten (von der Julirevolution — d. S.), die auch den Vater hinderten nach der Ch. zu kommen und zur Heimkehr mit den Mitgesandten sofort nach Schluß der Tagsetzung bewogen. ‚J’ai bien maudit — schrieb der Großvater nach unserer Rückkehr — l’imbécillité de Charles X. qui non seulement a compromis tous les intérêts généraux de l’Europe, mais dérangé tants d’intérêts de famille et qui a aussi été cause de votre plus prompt départ et de celui de votre famille. J’ai été extrêmement content de vos fils. Dieu vous les conserve. Quoique bien différents de caractère, vous aurez, j’espère, grande satisfaction de l’un et de l’autre. Mes tendres amitiés à l’un et à l’autre.‘

„Das letzte Mal wurde 1831 die Chartreuse besucht. Im Hinblick auf diesen Aufenthalt heißt es in einem Brief Georgs:

„Wo möglich wird es in Thun einen kleinen Ausflug geben, damit Friß seine Schmetterlings- und ich meine Pflanzensammlung mit neuen Schätzen bereichern können.“ — Dieser letzte Aufenthalt in der Ch. dauerte nur 7 Tage. Er wurde gestört durch ein Schreiben des vorörtlichen Staatsrats, wodurch der Vater berufen wurde, gemeinsam mit Syndic Rigaud von Genf, den neuen französischen König Louis Philippe bei seiner Durchreise durch das Elsaß im Namen der Eidgenossenschaft zu begrüßen. Ich weiß noch, wie der Großvater mit feinem Lächeln diese Sache mit dem Vater besprach, aber die nun erfolgende Annahme nicht widerriet. — Nach der Heimkehr wurden die Vorbereitungen zur Ausführung dieser Mission getroffen, die vom 19.—24. Juni in befriedigendster, dem Vater wirklich Freude machender Weise verlief. Das Publikum nahm lebhaften Anteil daran.“ — Schon im Juli d. J. wurde die Chartreuse an den Banquier v. Rougemont verkauft.

* * *

„Im Sept. 1825 machten die Eltern mit Regeli und mir noch den gewöhnlichen Herbstaufenthalt im ‚Hinterhofe‘ in Baden. Wahrscheinlich war es damals, daß ich zum ersten Mal in die Komödie kam. Ein Schauspiel, worin ein Galeerensträfling, der entsprungen war, auftrat, machte mir solchen Eindruck, daß ich lange Zeit davon in den Träumen verfolgt wurde, während eine Posse, ‚die falsche Catalani‘, mich zum Gaudium des Publikums zu lautem Lachen brachte.“ — Andernteils wußte F. v. W. sich auch noch wohl zu erinnern, welchen Eindruck die berühmte (wirkliche) Catalani, die ein Jahr später in Konzerten in Z. auftrat, mit ihrer gewaltigen Stimme auf seine Mama machte.

„An meinem Namenstage (14. Nov. 1827) erhielt ich zu meiner großen Freude von dem Großvater ein kleines Bücher-

kästchen zum Geschenk. Der Vater war damals sehr in Betrübniß versetzt durch den Tod seines jüngeren Bruders *Salomon*¹⁾, der am 13. Nov. erfolgt war. Er schrieb am 22. Nov. nach Bern: ‚le petit Fritz est tout glorieux du beau cadeau qu’il a reçu du cher grand-papa. L’union entre lui et George adoucit quelquefois ma douleur actuelle‘. — Diese Eintracht zwischen Georg und mir hinderte freilich nicht, daß auch etwa vorübergehender Krieg entstand und gerade der erwähnte geschenkte Bücherschrank, in dem wir beide unsere Bücher, die eine gar wichtige Rolle spielten, versorgt hielten, empfand dann etwa die Folge davon. Als höchstes Zeichen des Zorns und des Zwiespaltes sonderten wir dann beide unsere beiderseitigen Bücher von einander und brachten sie an verschiedenen Ort. Gewöhnlich verlor sich aber der Zorn bald wieder. Wenn der ältere Bruder mich beherrschen wollte, so litt dies meine Eigenart nicht, und körperlich, wenn auch nicht geistig, war ich ihm wol gewachsen. Auch mit der lebhaften Schwester gab es etwa bald verrauchenden Krieg, so daß als Ueberrest davon vorn in einem Kinderbuch sich heutzutage noch eingeschrieben findet: ‚Regula ist ein feuriger Plagegeist‘.“

Einfluß der politischen Umwälzungen der 30er Jahre auf das Leben der Wjß'schen Familie.

Die zweite Hälfte des Jahres 1830 verlief in Folge der sich auch in Zürich anbahnenden Staatsumwälzung sehr stürmisch. „Mein eigenes Ergehen betreffend — sagt F. v. W. — habe ich wenig persönliche Erinnerung. Da der Vater so tief in die Sache mitverflochten war²⁾, wurde ich, so jung ich war,

¹⁾ Kaufmann und Bankier, geb. 1769.

²⁾ Vgl. Biographie von David v. Wjß, 2. Bd., S. 584 ff.

doch schon sehr in das politische Interesse eingeführt und erhielt starken Eindruck von kommenden schweren Geschicken. Die Mutter, ihren kräftigen Bernercharakter und das Bernerblut nicht verläugnend, war noch mehr als der Vater gegen die kommende Volksherrschaft sehr bitter gestimmt und auch der Großvater in Bern sah sehr schwarz in die Zukunft. — Im Jahr 1831 mußte der Vater wieder als Amtsbürgermeister fungieren, in Hoffnung, bald von dem drückenden Amte frei zu werden. Die trübe Stimmung zu Hause, erhöht dadurch, daß auch in Bern die Regierung nun zum Sturze kam, wurde noch wesentlich mehr verdunkelt durch den Bericht, daß am 29. Jan. der Großvater in Bern von einem heftigen Nervenschlag befallen worden, der ein baldiges Ende befürchten ließ. Die Mama reiste nach Bern und blieb daselbst, obschon der Zustand des Kranken sich ziemlich schnell besserte, zur Pflege bis in die letzte Woche des Februar. Ich schrieb an die Mama: „Diesen Morgen erfuhr ich mit der größten Freude, daß es dem Großpapa besser gehe. Ich bitte Euch, grüßet ihn mir doch tausend Mal.“

„Nach Annahme der neuen Verfassung wurde der Vater, der bestimmt hatte abtreten wollen, am 23. März wieder zum Bürgermeister gewählt und moralisch fast gezwungen, die Wahl anzunehmen. Als die Nachricht davon zu uns kam, war die liebe Mama in ihrem entschiedenen Bernersinn fast untröstlich, und ich weiß noch wol, wie wir Alle zusammen weinten. Wenige Tage hernach, am 9. April, während der Vater unwohl im Bette lag, kam der Bericht von dem plötzlichen Tod des Bürgermeister Usteri, und am 13. wurde an dessen Stelle Hr. v. Muralt zum Bürgermeister gewählt. Das ganze Jahr wurde nun für den Vater ein äußerst geschäft- und mühevolleres, das er aber mit der gewohnten Selbstaufopferung und Pflichttreue trotz sehr mißlicher Umstände durchlebte. Schwager

Mousson ¹⁾, nun eidgen. Staatschreiber, hatte anfangs des Jahres mit dem Borort nach Luzern übersiedeln müssen. Bruder Konrad verlor die aufgehobene Oberamtmanntstelle in Meilen, kehrte aber erst Mitte des Jahres in die Stadt zurück. Er wurde zum Statthalter des Bezirks Zürich gewählt, und da er nach Antritt dieser Stelle anfangs keinen ordentlichen Sekretär hatte, mußten Bruder Georg und ich öfter als Sekretäre oder vielmehr als Kopisten bei ihm fungieren.

„Im folgenden Jahre nahm mein Vater seinen Rücktritt von der Amtsbürgermeisterstelle und aus dem Regierungsrate mit noch 7 Kollegen. Dieser Rücktritt machte große Sensation nach außen wie in unserm Hause. Noch erinnere ich mich, wie die 8 Herren in unserm kleinen Visitenzimmer zu gemeinsamer Beratung zusammentraten. Für den Vater war es eine Erlösung aus der schwierigsten und mühseligsten Stellung, die er gleich uns mit wahrer Freude begrüßte. Teilnahme an der Politik blieb aber noch für ihn durch sein Verbleiben im Großen Räte, der sehr häufige und aufregende Sitzungen hatte. Was in Zürich und in der Schweiz vorging, machte zunehmend trüben Eindruck, und die Art, wie zu Hause davon gesprochen wurde und wie die Sache von der ganzen Familie schwer getragen wurde, konnte nicht anders als auch auf uns junge Leute bleibenden, der Demokratie, die bei uns gehorsam einigen Führern folgte, abgeneigten Eindruck machen. — Auch Bruder Konrad gab seine Demission ein, und Schwager Mousson, unter Geschäftslast seufzend, hatte große Mühe, bei dem Gang, den die schweizerische Politik nahm, auszuhalten.“

* * *

¹⁾ Joh. Heinrich Emanuel, geb. 1803, eidg. Staatschreiber, Gatte der Regula Dorothea v. Wyl.

„1831 durften wir ungeachtet des so leidenden Zustandes des I. Großvaters — und zwar die ganze Familie, die Eltern, Georg und ich, wieder einen längern, nun den letzten Aufenthalt bei ihm machen. Da die Chartreuse leider verkauft war, fand der Aufenthalt in dem von dem Großvater gemieteten Landhaus in der *Sch o ß h a l d e*, das dem General v. Wattenwil gehörte — Solimont genannt — von Mitte Juli bis Ende August statt. Es war noch eine schöne Zeit, so sehr der I. Großvater schwach und leidend geworden war. Er gab sich noch viel mit uns ab und bestrebte sich sichtlich, uns ans Herz zu legen, was ihm am Herzen lag. Noch erinnere ich mich lebhaft, wie er von der Notwendigkeit sprach, die Schweiz zu verteidigen und wie wünschbar es wäre, aus der militärischen Vorbereitung hiefür einen Beruf zu machen. Meine friedliche Natur eignete sich freilich hiefür wenig und so blieben diese Mahnungen ohne Wirkung, wie auch das hierauf berechnete Geschenk meines tapfern Großonkels, Oberst v. Effinger¹⁾: Rodts ‚Geschichte des bernischen Kriegswesens‘ seinen Zweck verfehlte. In dieser Hinsicht war ich zu wenig Berner. — Ländliche Beschäftigung füllte hier nicht wie in der Chartreuse die Zeit aus. Ich zeichnete viel und hatte auch zu lernen, besonders gaben mir die griechischen Zeitwörter viel zu schaffen. Einmal, als ich in des Großvaters Schlafstube gerade damit beschäftigt war, kam der Bericht von dem Hinschied des Schultheißen v. Wattenwil²⁾ und es machte mir tiefen und wehmütigen Eindruck, als ich den Großvater, der nicht daran gedacht hatte, daß er seinen

¹⁾ Rudolf Emanuel v. Effinger, geb. 1771, gest. 1847, bern. Oberamtmann, Oberst der Dragoner, Oberst im eidg. Generalstab.

²⁾ Niklaus Rudolf v. Wattenwil, geb. 1760 in Narburg als Sohn des dortigen Landvogts Rud. Sigmund v. W.; Schultheiß von Bern 1802, Landammann der Schweiz 1804, gest. 1832.

Kollegen und Vetter überleben werde, so betrübt das schwarze Kleid anziehen sah. — Lebhafter Verkehr bestand mit der Nachbarschaft. Ganz nahe wohnten Hr. Kanzler Moussons in eigener hübscher Villa. Durch Vermittlung von Hrn. Moussons erhielten wir auch von Hrn. v. Schifferli's, Hausgenossen der Großfürstin Helene in Elfenau, eine Einladung zur Mittagstafel, bei der mir der silberne, zumteil vergoldete Service höchlich imponierte. Ein anderer Nachbar war Hr. Oberst v. Büren¹⁾, mit seiner langen Gestalt in steifer militärischer Haltung ein echter Berner. Mit seinem jungen Sohn, dem später so tüchtigen und mit Recht beliebten Oberst (Otto) v. Büren²⁾, hätten wir noch mehr Gemeinschaft gepflegt, wenn wir beiderseits weniger schüchtern gewesen wären. — Viel Freude machten uns einige Ausflüge mit Onkel Gottfried v. Mülinen³⁾, der seine Oberamtsstelle infolge der Umwälzung nicht mehr bekleidete und seinem in den Ferien bei den Eltern wohnenden Sohn Fritz. So nach dem Bantiger mit seinen Steinbrüchen, was für einen Schulaufsatz Stoff gab und mit weiterer Ausdehnung bis nach Guggisberg und dem Gurnigel. Hieher gings in einem Char-à-banc, den wir zumteil selbst kutschierten, wobei ich wenigstens sehr geringes Geschick bewies, und das Fahrzeug einmal auf die Seite der Straße gelangen ließ, so daß nur ein die Öffnung zudeckender großer Dornhag uns vor dem Sturz bewahrte.

„Recht wehmütig war der Abschied von den Großeltern. Wir durften kaum hoffen, den Großvater, der uns noch so viel Liebe und Teilnahme bewiesen hatte, wiederzusehen. Nach der

¹⁾ Albrecht Rudolf v. Büren, geb. 1784, gest. 1856; 1823 Mitglied des kleinen Rats in Bern, 1824 eidg. Oberst.

²⁾ Rudolf Otto v. Büren, geb. 1822, gest. 1888; Stadtpräsident von Bern 1864, eidg. Oberst.

³⁾ Gottfried v. Mülinen, geb. 1790, Oberamtman von Nidau.

Heimkehr schrieb der Vater an den Großvater: „nos garçons et surtout le cher Fritz qui ont si bien profité du séjour agréable chez Vous, n'oublieront — j'espère — jamais tout ce que Vous aviez pris la peine de graver avec tant de tendresse dans leur jeune coeur“.

„Aus dem übrigen Teil des Jahres haftet noch eine trübe Erinnerung an den Astartag, 22. Nov. Eine Schaar verblendeter Leute zündete eine Baumwollenweberei der Hrn. Corrodi & Pfister in Oberuster an, wurde aber von der gleichzeitig dort lagernden Volksmenge überwältigt, so daß die Haupträdelsführer gefangen genommen und gebunden auf Wagen in die Stadt geführt wurden. Ich sehe noch den Wagen mit 60—70 Gefangenen die Thorgasse hinunter fahren. Es war ein trauriges Schauspiel, das auch mit scharfer Bestrafung endigte.

„Am 7. Januar 1833 wurde der Großvater in Bern neuerdings von einem Schlaganfall betroffen, der starke Lähmung mit sich brachte. Die Mama reiste sofort nach Bern und erhielt von dem Großvater, der nicht mehr sprechen konnte, noch einen erkennenden Händedruck. Bis zum 15. Jan. zog sich das Leben noch hin und endete dann sanft. Dieser Hinschied machte einen starken Abschnitt in unserm Leben. Wir waren mit dem Großvater so eng verbunden gewesen und hatten so viel von seinen ausgezeichneten Gaben des Geistes und Gemütes genossen. Mir speziell war dieser Tod sehr schmerzlich, da mir der Großvater immer so viel Liebe gezeigt hatte. Wenn auch die Verbindung mit der Familie in Bern aufrecht blieb, war es doch etwas anderes geworden und zu einem länger dauernden Aufenthalt in B. kam es für uns Söhne nicht mehr.“

Fernere Reminiscenzen aus dem öffentlichen Leben.

„Am 1. Juli 1833 konnte ich, neben Alfred Escher¹⁾ sitzend der feierlichen Eröffnung der ordentlichen Tagsatzung²⁾ im Großmünster beiwohnen, wobei die Sarnerstände nicht erschienen und von den fremden Gesandten nur der französische teilnahm. Ich ärgerte mich über die Eidleistung auf die alte Verfassung, während man im Begriff war (freilich ohne Erfolg) eine neue zu machen.“

„Diese Tagsatzung brachte meinen Schwager S. Mousson und meine Schwester in große Aufregung. Ersterer hatte es nicht über sich bringen können, die radikalen Beschlüsse der Tagsatzung zu unterzeichnen, und die Entlassung von der Staatschreiberstelle verlangt, die ihm am 9. August erteilt wurde, worauf Herr v. Gonzenbach sein Nachfolger wurde. Nun wurde Zürich, wo er bald wieder eine Wirksamkeit fand, sein fester Aufenthalts- und Heimatort.“

„Zuweilen interessierte mich der Besuch der neu errichteten Tribüne des Großen Rates. Von Politik hörte ich so viel, daß sie durch die Schulstudien immer hindurchdrang und in Fleiß und Blut überging.“

Ein kurzer Ferienaufenthalt in Bern im Frühling 1835 hinterließ bei F. v. W. einen in nachfolgenden Worten geschilderten Eindruck: „In unserer Vaterstadt kontrastierten mir zuerst die engen Gassen und einfachen Zimmer etwas mit den Heerstraßen und prächtigen Salons des fürstlichen Bern. Aber dann dachte ich, daß man in dieser alten Einfachheit ebenso glücklich, vielleicht noch glücklicher sein kann, und alles Mißbehagen war verschwunden. Zwar habe ich aus dem alten

¹⁾ Dem späteren bekannten Staatsmann.

²⁾ Vgl. hiezu: Dändliker, Schweizergeschichte, 3. Bd., Siebner Konfordat und Sarnerbund ic. (1832 u. 33), S. 576 ff (1. Aufl.).

Bern eine tüchtige Dosis Aristokratismus und, wenn man so sagen will, Stolz (nämlich das juste-milieu zwischen dem schon oft berührten edlen und unedlen Stolz) mitgebracht, fürchte aber, dies werde sich bei dem täglichen Umgang mit Studiosen bald wieder verlieren; denn in Zürichs Luft sind andere Stoffe vorhanden als in der Berns. Der Kontrast ist mir noch nie stärker aufgefallen als jetzt.“

* * *

„Wenige Wochen nach Neujahr 1836 wurde der Vater von einer heftigen Lungenentzündung befallen, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Professor Schönlein wurde zu dem sonst behandelnden Arzt beigezogen und wandte kräftige Mittel an, die mit Gottes Hülfe guten Erfolg hatten. Die Erholung ging aber langsam und eine Reihe von Wochen mußte nachts gewacht werden, wofür außer dem Abwart öfter ein Doktorgehülfe verwendet wurde, der dann, wie ich oft mitwachend mich noch lebhaft erinnere, in medizinischen Büchern las. Erst gegen Ende Februar war die Erholung insofern vollendet, daß der Vater wieder einen Teil des Tages außer Bett sein und einige Briefe schreiben konnte. Wie stark die Liebe zu dem Vater in meinem Innern lebte und wie sehr der drohende Verlust mich angriff, kam mir bei diesem Anlaß selbst erst recht zum Bewußtsein, und das Gefühl davon kam auch, was sonst gar nicht meine Art war, zu lauter Äußerung.

„Die übrigen Wintermonate verflossen ziemlich still in Arbeit teils für die Schule, teils für den Gymnasialverein, teils auch bloß für mich privatim. Das Interesse für die Geschichte erwachte, wozu besonders die für jugendlichen Sinn anregende Kortüm'sche Geschichte des Mittelalters beitrug. Erholung brachte auch öfters das Theater, in das ich sehr gerne ging. Das Interesse für das Theater hätte bei mir sehr groß

werden können, wenn es zu Hause mehr Unterstützung und überhaupt weniger Gegengewicht gefunden hätte.

„Viel Aufregung brachte damals das laut gewordene Projekt einer im Großen Rat stärker als früher sich geltend machenden Partei vom Lande, die Kantonschule nach Winterthur zu verlegen, das dann aber durch Übernahme eines bedeutenden Geldzuschusses, zu dem die Stadt Zürich sich verstehen mußte, beseitigt wurde. Uns Schüler brachte diese Sache auch in Bewegung und ich erinnere mich noch lebhaft des starken Unwillens, der in mir gegen Alfred Escher entstand, als derselbe eher zu Gunsten des Projektes sich äußerte, da er schon damals auf die radikale Seite sich neigte.“

„Die Gesundheit des Vaters machte einen Landaufenthalt um so eher wünschbar, als die von der Kaufmannschaft ausgehenden städtischen Bauten mit Durchbruch der Thorgasse und Anlage der Kämisstraße auch uns in Mitleidenschaft zogen, die Hintergebäude demoliert wurden und der Garten gegen die Straße frei und neu angelegt wurde. Das Nebenhaus, das Bruder Konrad bewohnte, mußte wegen des Durchbruchs zumteil mit festerer Mauer renoviert werden, was Konrad und seine Gattin zwang das Haus zu verlassen und unsere obersten Zimmer provisorisch zu beziehen. Zudem wurden die an der Thorgasse gegenüberliegenden Häuser (Einsiedlerhof und Wartmannsche Wirtschaft) demoliert und an ihre Stelle der mächtige 7stöckige Bau des Zürcherhofes aufgeführt. Alle diese Bauten machten sehr wünschbar, die Stadt verlassen zu können. Am 17. Mai siedelten wir in das Hrn. Rittmeister Klausen¹⁾ gehörende, gemiethete kleine Haus im Seefeld mit sehr schönen an den See stoßenden Anlagen über und hatten nun eine recht angenehme Zeit. Der Weg zu diesem kleinen,

¹⁾ Salomon Klausen, geb. 1778, Kaufmann, a. Rittmeister.

aber für uns genügenden Landhaus führte damals noch durch ganz ländliche Wiesenfußwege. Gar häufig trieb ich mich in den Anlagen herum, versuchte mich im Turnen, nam. im Seilspringen und half auch die jungen Töchter eines Bruders unsers Mietsherrn, die in einem in demselben Einfang stehenden Hause wohnten (eine davon die Mutter von Frau Guyer-Zeller), auf dem Reitseil schaukeln.

„Der Sommer 1835 war politisch bewegt durch die Beschwerden der Großmächte wegen Duldung von Flüchtlingen und namentlich wegen der bekannten Geschichte des französischen Flüchtlings und Spizels Conseil. Einer großen Volksversammlung in Wiedikon, wobei der Württemberger Scherr¹⁾ viel von den Vorvätern und ihrer Freiheit sprach, die aber ziemlich ruhig ablief, sah ich mit Interesse zu, und damals jugendlich freiheitlich gestimmt, machte ich die patriotische Aufregung lebhaft bewegt mit. Der Vater, obschon die Dinge anders ansiehend, ließ mich ruhig gewähren. Ueberhaupt, wenn ich Briefe jener Zeit wieder lese, muß ich finden, daß sie sehr formlos, nachlässig und öfter in etwas burschikosem Ton geschrieben sind, der den Eltern kaum sehr gefallen konnte, und es erscheint mir jetzt rührend, wie der alte Vater, der so viel durchlebt hatte, so freundlich, milde und wohlwollend dieses ein wenig an die Flegeljahre mahnende Wesen hinnahm. Unter meinen Schülgenossen und Kameraden war freilich damals niemand, von dem ich Besseres hätte lernen können, im Gegenteil gehörte ich jedenfalls noch zu den Gesetztesten und Zahmsten.

„Der Herbst in Meilen wurde für mich ziemlich einsam, da ich von jüngern Leuten fast allein da war und die Ulrich'sche²⁾

¹⁾ Der bekannte Pädagoge J. Thomas Scherr.

²⁾ Familie des Herrn Chorberr Friedr. Ulrich (s. Allg. deutsche Biographie, Bd. 31, 123, Salomon Ulrich).

Familie ein eignes Landhaus in der Nähe gekauft und bezogen hatte. Das Wetter wurde so ungünstig und kalt, daß in den letzten Tagen die Trauben unter dem Schnee hervorgesucht werden mußten. Morgens früh und abends hatte ich gewöhnlich mit der Kontrolle bei Einfellerung und Versendung des Mostes viel zu tun. Doch fehlte es an guter Laune nicht; es steht z. B. in einem Brief an den Vater vom 30. Oktober: „Mit Einmut ist beschlossen worden, das große Fest (Krähhahnen) Dienstag abends um 6 Uhr zu beginnen und nach reichlicher Sättigung nachts 12 Uhr zu beschließen. Es wird deshalb Hr. Heinr. Mousson von Morsee, Bürger von Zürich und Bern, der Zeit Bezirksrichter, bei Eid und Pflicht, die er in Bassersdorf der Verwandtschaft vormals geschworen, aufgefordert, unfehlbar spätestens Dienstag nachmittags sich einzufinden, wo möglich versehen mit wohlgefüllter Schackammer seines Genies u. s. f.“

II. Schule und Kirche.

Daß in dem Jugendleben des spätern Gelehrten die Erlebnisse und Erfolge in seiner ganzen Schulzeit keine geringe Stellung einnehmen und daß der Berewigte noch in seinem Alter mit Freuden und Interesse hiebei verweilt habe — wie er denn auch im Familienkreise oft und gern davon erzählte — läßt sich von vornherein annehmen. Da meines Vaters Schulzeit gerade in die wichtige Epoche der Regeneration des Zürcher Schulwesens in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts fällt, werden seine diesbezüglichen Aufzeichnungen — mit denen ich hier wieder etwas weiter zurückgreife — auch aus diesem Grunde Interesse finden, obwohl sie rein persönliches Gepräge tragen.

„Im Herbst 1823 wurde ich in die Schule gebracht, in die I. Klasse des Schoch'schen Privat-Instituts im Kuraß, das Georg schon 1820 besuchte. Von einem H. Müller wurden uns hier

die ersten Vorübungen zum Lesen (Ausprechen von Buchstaben und Silben und Zusammensetzen von Silben) beigebracht. Ich werde wohl mit dem Bruder auf dem ziemlich weiten Weg durch die Stadt hingegangen sein, da anderes Begleit nicht stattfand. — 1824 ging ich als Jüngster in die II. Klasse dieses Instituts, das zweijährigen Kurs hatte. An das, was da gelehrt wurde, erinnere ich mich wenig mehr. Hauptsache wird das Lesen, etwa auch Auswendiglernen von Gedichten gewesen sein. Die ganz guten Lesebücher, der ‚Kinderfreund‘ mit den vielen kurzen Geschichten und das Winterthurer Lesebuch mit Prosa- und Poesiestücken wurde dabei gebraucht. Auch deutsche Grammatik wurde getrieben, und am meisten erinnere ich mich noch an die sogenannten ‚Resolutionen‘, d. h. Bezeichnung der Wörter nach Wortart, Zeit, Fall u. s. f., als viel zu schwi- gende Hausaufgabe. Hauptlehrer war der etwas polternde, gutmütige Pfarrer an der Strafanstalt Schoch ¹⁾ für Religion, Deutsch, wahrscheinlich auch Rechnen und vielleicht einige Anfänge in den Realien. Am liebsten war uns eine Stunde wöchentlich Erzählung einer langen Geschichte. So weiß ich noch, daß in einer derselben Bären eine Rolle spielten. Darauf freute man sich die ganze Woche.

„Mit Neujahr 1827 gelangte ich (achtjährig) in die 1. Klasse der Bürgerschule (lateinische Abteilung), in der bereits mit Latein angefangen wurde. Hauptlehrer — in Latein und Deutsch — war Herr Hardmeier ²⁾, früher Pfarrer in Bayreuth, aber wegen rationalistischer Ansichten aus dem Pfarramt ausgetreten, daneben aber ein sehr guter Lehrer von Geist, nicht gewöhnlicher Art, auch sehr musikalisch (und deshalb auch befreundet

¹⁾ Hs. Konrad Schoch, geb. 1787, Pfarrer an der Strafanstalt seit 1821, gest. 1837.

²⁾ Karl Wilhelm Hardmeyer, geb. 1803.

mit meinem Onkel Salomon Wnj), Vater unserer ersten Konzertsängerin.

„Am 17. März schrieb der Vater: ‚le cher petit se porte très bien, occupant la 2. place à l'école et apprenant sa leçon en règle‘. Ich selbst schrieb der Mama am 19. März: ‚Ich bin so ziemlich Freund mit dem Georg Bürkli; ich sitze jetzt am 2. Platz, Jakob Escher¹⁾ sitzt noch immer am obersten Platz. Ich lese nicht mehr so viel wie vorher, ich mache lieber lustig mit den Escher- und Trümpferbuben. Ich bin jetzt am viertweitesten im Zeichnen. Ich habe noch keinen Strich (Strafnote). Der liebe Papa ist ziemlich zufrieden mit mir.‘

„Am 30. März schrieb ich der Mama: ‚Am Montag (Sechsläuten) da ging es lustig zu. Am Abend waren wir bei der lieben Großmama und hatten ein sehr schönes Feuer, wir verbrannten eine Menge Harztücher; zuvor schossen wir mit einer Pistole nach einer Frau Böggin, die wir nachher auch verbrannten. Gestern kamen die kleinen Bürklibuben zu uns und der Herrmann Werdmüller. Ich bin letzten Freitag in einem Argument an den 4. Platz gekommen, aber jetzt sitze ich am obersten Platz. Wir gehen jetzt seit vorgestern am 7 Uhr in die Schule und kommen dann am 10 Uhr heraus. Ich bin sehr froh darüber.“

Über des Sohnes Ergehen äußert sich der Vater am 3. April: „Quant aux leçons de Fritz je les répète avec une exactitude scrupuleuse avec lui, ce qui paraît avoir une influence avantageuse sur ses succès brillants dans l'école. J'ose donc espérer que Vous serez contente de la manière dont je remplis vos instructions et de l'exactitude dont je Vous en rends compte.“
Später: „Fritz passera aujourd'hui sa soirée avec Alfred Escher.“ „Diese von den beiderseitigen Eltern begünstigte Be-

¹⁾ Joh. Jakob Escher-Bodmer, geb. 1818, gest. 1909, Dr. jur., Oberrichter.

Kenntschafft mit A. Escher, dessen ältere Schwester Clementine sich mit mir auch öfter abgab, führte, wie ich mich noch erinnere, einmal zu einer wie ich meinte unverschuldeten Bestrafung durch die Eltern, da ich später als erwartet wurde heimkam und die Mama bereits ängstlich geworden war. Auch aus der Schule, ich weiß nicht mehr, ob ich in der 1. oder 2. Klasse war, erinnere ich mich einer ernstlichen Bestrafung, weil ich eine sogenannte Nachstunde, die extra von Herrn Hardmeier gegeben wurde und die ich, wie es scheint, für überflüssig hielt, schwänzte und sehr naiv währenddessen im Hofe der Chorherren vor den Fenstern herumlief. Ich wurde unten an den letzten Platz gesetzt. Und einmal als ich wegen eines Gewitters länger in der Schule blieb und die Eltern mich vergebens erwartet hatten, wurde ich beim Heimkommen vom Vater scharf angefahren, bis die Aufklärung erfolgte. Daß diese Dinge so fest und fast allein als Straffälle mir im Gedächtnis geblieben sind, mag allerdings zeigen, daß im ganzen sehr zahmer Art war und wenig Strafe erhielt.

„Im Jahr 1829 trat ich in die 3. Klasse der Bürgerschule ein, was eine bedeutende Veränderung brachte. Hauptlehrer (für Religion, Latein und Deutsch) war hier ein gewesener Pfarrer H. Wolf ¹⁾, ein kleines, dürres Männchen, das als strenge verschrien und oft etwas übler Laune war. Seine Strenge imponierte aber nicht sehr und man lachte, wenn er seine ‚Töpen‘ gab mit dem Stock tief in seinen weiten Ärmel geschoben, so daß er den Schlag immer selbst mitempfinden mußte. In der Religionsstunde diktierte er sogenannte Definitionen, d. h. rationalistische Erklärungen der religiösen Hauptbegriffe. Dabei zog er namentlich gegen den Katholizismus los und äußerte offen, auf seinem Grabstein müsse einmal stehen: ‚Feind des

¹⁾ Leonhard Wolf, geb. 1772, Pfarrer zu Wipfingen.

Katholizismus'. Sehr förderlich war diese Schule nicht. Sie war mir wenig lieb, und ich meine mich zu erinnern, daß der hartnäckige Husten, der mich seit Anfang März befiel, der mich nötigte zu Hause zu bleiben und der meine Eltern und selbst meine Großeltern in Bern ernstlich zu beunruhigen anfang, mir gar nicht so unwillkommen war und daß ich zu den heftigen Hustenanfällen wenigstens anfangs mit eigenem Willen beitrug. Nachher setzte sich freilich der Krampfreiz fest. Die Mittel, welche der Arzt dagegen brauchte, einmal auch ein großes Blasenpflaster auf der Brust, das mir heftige Schmerzen verursachte, und Belladonna, was mich fast blind machte, halfen nichts. — Da die Sache längere Zeit den Schulbesuch hinderte, wurden mir Privatstunden bei H. Pfarrer Hafner ¹⁾, einem guten und geschickten Mann, verordnet. — Im Mai ging ich mit der Mama und Frau Kramer-Wyß nach Meilen zu Bruder Konrad ins Oberamtshaus für 14 Tage. Ich fuhr da fort Ziegenmilch zu trinken und erholte mich ziemlich vollständig wieder. Es war eine schöne Zeit. Zu lernen hatte ich nicht viel, doch mußte ich für Hrn. Hafner einige lateinische Übersetzungen machen und erinnere ich mich noch, wie mir das Übersetzen von: das heißt (id est) Mühe machte und ich dabei mit jubere herumlaborierte. Ein großes Vergnügen war das Fischen von dem in den See hinausragenden Garten aus. In dem stattlichen ehemaligen reichen Herrschaftshaus waren die Zimmer mit gemalten Decken und Gobelinstapeten mir sehr merkwürdig, merkwürdig auch eine in der Nachbarschaft gefeierte Hochzeit, wobei die Gäste drei Tage lang von einem Haus ins andere ziehend sich erlustigten und tanzten.

Bezeichnend für die damalige Auffassung von der erzieherischen Einwirkung der Schule auf die jugendlichen Gemüter

¹⁾ Emanuel, geb. 1784, Pfarrer zu Hombrechtikon. (?)

ist folgender Vorgang: „Im September 1828 erfolgte die großes Aufsehen erregende Beurteilung eines gefährlichen Dieben, Jakob Maag, der aus der Haft oft ausgebrochen war, zum Tode. Zweckmäßig war, daß zur Zeit der Ausführung zur Hinrichtung die ganze Schule in der Aula des Fraumünsters versammelt und da eine ernste Anrede, die Eindruck machte, an sie gehalten wurde. Man wollte damit das Nachlaufen zu der Hinrichtung bei der großen Aufregung des Publikums verhindern und zugleich ans Herz legen, zu welchem Ende die Verbrecherlaufbahn führen könne.

„Mit dem Jahre 1830 trat in meinem Schulleben eine bedeutende Veränderung ein. Nach Absolvierung der Bürgerschule wurde ich in die 1. Klasse der ‚gelehrten Schule‘ oder des *Karolinum* aufgenommen und erhielt hier ganz andere Lehrer. Hauptlehrer war Hr. Nüscheler¹⁾ (Religion, Latein, Geschichte), zugleich Redaktor des ‚Schweizerischen Beobachters‘, ein geistvoller, geschickter Mann, der es aber für seinen Beruf hielt, gegenüber dem bestehenden Regiment den neuen Kulturideen Bahn zu machen und Schwächen der vorhandenen Ordnung hervorzuziehen und mit scharfer Feder zu geißeln. Er mußte dann zwar bald erfahren, daß sein liberaler Kulturidealismus von radikalen Kräften überholt wurde, was ihm das Herz brach. Für die Schule war diese politische Tätigkeit nicht vorteilhaft; sein Interesse war auf anderes gerichtet. Doch erinnere ich mich nicht, daß er die Schule förmlich vernachlässigt hätte, und da es ihm an Geist und Kenntnissen gar nicht mangelte, wird doch einige Förderung nicht ausgeblieben sein. Speziell erinnere ich mich an nichts mehr, als daß ich bei Korrektur eines Aufsatzes ‚Über den Nutzen des Rindviehs‘ höchlich erstaunt

¹⁾ Heinrich Nüscheler, geb. 1797, V. D. M. „Diafonats = Vikar“ im Zürichsee-Kapitel (B. G. v. 1825). ?

war, als der Lehrer entgegen anderer Angabe um Aufsaß behauptete, der Rindsbraten sei besser als der Kalbsbraten, den man zu Hause viel höher schätzte, weil man nichts anderes als ausgesottenes Rindfleisch kannte. — Der Religionsunterricht war ohne Zweifel sehr rationalistisch, ich merkte aber davon wenig; nur das weiß ich noch aus dem spätern Examen, daß zu meiner großen Verwunderung Pilatus von politischem Standpunkt aus eher verteidigt und in Schutz genommen wurde.“

Gelegentlich eines Geschenkes, das die Brüder G. und F. v. Wnh seitens ihres Schwagers M. damals erhielten und das in Körners Werken bestand und große Freude erregte, bemerkt F. v. Wnh: „von deutscher Literatur waren wir damals — abgesehen von Chrestomathieen — kaum mit etwas anderm als mit Schiller bekannt, wovon wir gewöhnlich zum Namenstag je ein Bändchen der Duodeztausgabe erhielten, das mit großer Begierde jedesmal verschlungen wurde.

„Im Winter 1830/31 wurde in einem Nebenhause von H. Escher im Neuberg für den Sohn Alfred eine Turngesellschaft eingerichtet, die unter der Vorturnerschaft von Alex. Schweizer ¹⁾ und Hs. Heinrich Bögeli ²⁾ daselbst einmal in der Woche an den in der Stube aufgestellten Geräten turnte. Nebst anderen Kameraden war auch ich Mitglied davon und mußte als Aktuar die mit Wichtigkeit vereinbarten Statuten der Gesellschaft redigieren. Noch erinnere ich mich, wie von den Herren Schweizer und Bögeli der in der Synode gehaltene Vortrag meines Vaters, den ich hatte abschreiben müssen, und dann die Afterversammlung (vom 22. November) besprochen wurden.“

Im Februar 1831 schreibt F. v. W. an seine Mutter: „Ich habe immer außerordentlich viel zu tun. Gestern schrieb ich

¹⁾ Der bekannte Theologe.

²⁾ Geb. 1810, V. D. M. Professor der Geschichte an der Hochschule.

noch nach dem Nachteffen bis $\frac{1}{2}$ 11 Uhr, weil ich heute so viel als nichts tun kann; denn während der Morgenkirche mußte ich übersehen für den Herrn Chorherr. Dann mußten wir zu der Großmama zum Gratulieren. Ich gab ihr einen getuschten Kopf.' — Es zeigt der Brief, daß die Privatübersehung in und aus dem Lateinischen bei dem Onkel, Herrn Chorherr Ulrich ¹⁾, Professor des Griechischen in den obersten Klassen des Karolinum, die mehrere Jahre sich hindurchzogen, schon damals begonnen hatten. Zu den Schularbeiten hinzu waren mir diese Nebenarbeiten, die mir ziemlich überflüssig plaghaft schienen, nicht gerade lieb; die Gefälligkeit, die der Onkel damit erweisen wollte, mußte aber, wie der Vater es wünschte, gewürdigt und benützt werden. — Ferner zeigt das Geschenk an Großmama, daß auch die Privatstunden im Zeichnen damals schon stattfanden. Jeden Samstagnachmittag zeichneten Georg und ich und noch einige andere bei Herrn Verwalter Jäsi ²⁾ hauptsächlich Köpfe mit Bleistift, Kreide und dann auch vermittelst Pinsel mit Tusche. Auch dieses war eine Art Gefälligkeitsache, da Herr Jäsi besonders mit Bruder Konrad befreundet war und uns mancherlei Gefälligkeiten erwies. Öfter zeigte er uns schöne Kupferwerke. Gar viel kam bei diesem Zeichnen, obschon es viele Jahre sich hindurchzog, nicht heraus.

„Wahrscheinlich begannen damals auch bereits Privat-Französischstunden. In der Schule wurde kein Französisch gelehrt. Mit drei befreundeten Kameraden nahm ich diese Stunden bei einem Herrn Stoll, einem alten kleinen Männchen, das in sehr ärmlicher Wohnung im Kraß lebte, aber, wie ich glaube, nicht schlechte Stunden gab. — Auch Religionsunter-

¹⁾ Friedrich Salomon Ulrich, geb. 1771, Chorherr und Professor am Gymnasium, Schwager von Bürgermeister David v. W.

²⁾ Hs. Konrad Jäsi, geb. 1796, Spitalverwalter.

richt hatte ich neben der Schule in einer wöchentlichen Unterweisungsstunde bei Herrn Stiftsverwalter Ulrich¹⁾, dem Bruder von Herrn Chorherr U. Die Stunde war etwas trockener Art, hauptsächlich biblische Geschichte, und nicht gerade geeignet, den religiösen Sinn zu wecken. Ebenso wenig war dies in der von Herrn Chorherrn Kramer²⁾ gehaltenen sonntäglichen Kinderlehre der Fall, in der nur je eine Abteilung Lieder und Katechismusfragen auftragen mußte und teilweise auch ‚aus dem Verstande‘ gefragt wurde, während die übrigen wenig aufmerksam waren. — Der Sinn für tiefergehenden religiösen Einfluß hätte mir — glaube ich — nicht gemangelt, aber er war nicht geweckt und über der Schule und den Spielfkameraden wenig Raum und Lust für tieferes Nachdenken. Doch erinnere ich mich, daß ein einfaches Buch biblischer Geschichten mit Bildern am allermeisten mich gefaßt und religiösen Einfluß ausgeübt, Interesse und Liebe zum Heiland geweckt hat, mehr als alle Unterrichtsstunden.

„Der 2. Klasse der gelehrten Schule, in welche ich mit Mai des Jahres 1831 eintrat, stand als Hauptlehrer vor der alte Provisor Hafner³⁾ (für Latein, Deutsch, Geschichte, Mathematik) in originellster Weise. Auch das Griechische, seltsamer Weise geteilt zwischen Prof. Fäsi⁴⁾ und Sal. Bögeli⁵⁾, wurde nun begonnen. Religionsstunden gab V. D. M. Nägeli⁶⁾. Herr Hafner soll in jüngern Jahren ein guter Lehrer gewesen sein; jetzt war sein Unterricht, wenn auch nicht gerade schlecht, doch

¹⁾ Hs. Rudolf Ulrich, geb. 1773, Archidiafon am Großmünster und Stiftsverwalter.

²⁾ Joh. Jakob Kramer, geb. 1771, erster Archidiafon am Großmünster.

³⁾ Hs. Kaspar Hafner, Provisor, geb. 1769.

⁴⁾ Joh. Ulrich Fäsi, geb. 1796, Rektor.

⁵⁾ Anton Salomon Bögeli, geb. 1804, gest. 1880, Professor am Gymnasium.

⁶⁾ Hs. Rudolf Nägeli, geb. 1806, Lehrer an den Stadtschulen.

seltsamster Art. Jeden Morgen vor Beginn der Schule standen einige Schüler mit Zetteln in den Bänken, auf denen geschrieben werden mußte, was ihnen vorigen Tages zum Tadel gesagt worden war (z. B. ‚Du bist ein Esel‘; ‚Du wärest wert am Sechsläuten als Bögg verbrannt zu werden‘ u. dgl.). Zuweilen, wenn es nicht gut ging, wurde mit Ausnahme weniger die ganze Klasse hinten in den ‚Schandbank‘ versetzt und dann nicht weiter gefragt. J. E.¹⁾ und ich waren dann allein im vordersten Bank und wurden allein gefragt. Da ich oft Zahnweh hatte und besonderer Gunst bei Herrn Hafner mich erfreute, bekam ich dann an einem Schwämmchen mit Eau de Cologne in silbernem Büchsen von ihm zu riechen. Eine Sanduhr mit vier Abteilungen war an der Wand aufgehängt und mußte alle Stunden umgedreht werden. Dem rinnenden Sand in den Gläsern für $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und 1 Stunde wurde natürlich immer mit Begierde zugesehen. Wegen Tintenflecken auf den Tischen war ein sog. Tintenfond eingerichtet, in den, wer einen Tintenfleck vor sich hatte, eine Buße bezahlen mußte. Und da die Plätze sehr häufig gewechselt wurden, fand immer auf dem neuen Platz eine Untersuchung statt, um nicht für fremde Flecken bezahlen zu müssen. Ueber diesen Tintenfond führte der Lehrer die Aufsicht, und als wir einmal uns erkühnten, ihn ohne Erlaubnis unter uns zu teilen, gab es scharfen Verweis und mußte die Sache wieder redressiert werden. In den Griechischstunden war Herr Fäsi wegen seiner Strenge ebenso stark, wie Herr Bögeli wegen seiner Güte wenig gefürchtet. Auf die Stunden bei dem erstern präparierte man sich daher viel mehr, und wenn etwa, während Herr Bögeli die Stunde geben sollte, auf dem Korridor der feste Schritt des Herrn Fäsi gehört wurde, zitterte alles. Bei alledem fehlte es uns doch an Vergnügen und Spaß

¹⁾ Jakob Escher.

aller Art in der Schule nicht und wenn nicht allzu viel gelernt wurde, so behielten wir statt dessen guten Humor und Frische, was auch nicht zu verachten war.

„Im Mai 1832 wurde ich in die 3. Klasse der gelehrten Schule promoviert, die einen zweijährigen Kurs hatte (Alte und Junge) und daher 29 Schüler zählte. Da war die Schule nun ganz anders bestellt. Der Hauptlehrer (für Latein, Deutsch, Geschichte) war der gewesene Pfarrer Weiß¹⁾, ein ganz vortrefflicher Lehrer, der, ohne gerade ein großer Gelehrter oder Schriftsteller zu sein, die Gabe des Unterrichtens, für die er ganz lebte, in hohem Maße besaß. Wir lasen in Latein Ovids Metamorphosen und Cicero; in den Geschichtsstunden erzählte er römische Geschichte in Zürichdeutsch, die wir dann in Hochdeutsch nachzuschreiben hatten.

„In der Schule behauptete ich in den Befetzungen den zweiten Platz. Im Winter 1832/33 ging es darin nicht gar streng, da die Vorbereitungen für völlige Umgestaltung des höhern Schulwesens im Gang waren und Prüfungen von Lehrern für Neubefetzung der Stellen uns öfter Ferientage verschafften. Die freie Zeit wurde besonders zum Schlittschuhlaufen benutzt, das ich nun lernte und mit großem Eifer und Freude auf dem Schanzengraben und See bis zur Enge hin betrieb.

„Am 22. April 1833 erfolgte die Eröffnung des neuen Gymnasiums. Eine 4. Klasse des Unt. Gymnasiums war nun eingerichtet, in welche die meisten der ‚Jungen‘ und einige der ‚Alten‘ der früheren 3. Klasse aufgenommen wurden. Man suchte der Reform der Schule Ehre zu machen und die meisten Lehr-

¹⁾ Entweder: Felix Kaspar Weiß, geb. 1790, V. D. M. Oberlehrer am Untergymnasium; oder: Joh. Heinrich Weiß, geb. 1805, Pfarrer zu Wallisellen und Lehrer an den Stadtschulen.

stellen wurden neu und sehr gut besetzt, was dann freilich zur Folge hatte, daß die Anforderungen sich bedeutend steigerten und wirklich fast zu viel strenge Arbeit verlangt wurde. Herr Pfarrer Weiß behielt das Latein, Herr Baiter¹⁾ wurde Lehrer im Griechischen, Reg.-Rat Ferdinand Meyer²⁾ mit schöner Aufopferung, nachdem er die Stelle in der Regierung aufgegeben hatte, in der Geschichte, Müller (ein Deutscher) im Deutschen, Horner³⁾ in der Mathematik, Helfer v. Drelli⁴⁾ in der Religion, Espenmüller im Singen. Am meisten zu tun gab das Griechische, da wir die große Grammatik von Buttman mit all den Spezialitäten für die Dialekte fast wörtlich auswendig lernen mußten und Baiter strenge verfuhr. Welche Arbeit, die ich damals gewissenhaft vollzog und doch wie ungenügend später das Resultat! Im Deutschen wurde die philosophische Grammatik von Herling traktiert, die wir nicht verstanden, was ich im Auftrag der Schule (Klasse?) Herrn Müller einmal förmlich erklärte. Als Ferienaufgabe erhielten wir: ‚Verbesserung der Lokalfehler in Schillers Wilhelm Tell‘, die wir nicht finden konnten. Über die deutschen Karlsbader Beschlüsse, von denen wir nichts wußten, wurde vor uns losgezogen. So war die Sache seltsam, und doch bedauerte ich den Weggang Müllers, der im Herbst Zürich verließ. Seine lebendige geistige Art hatte ich doch gern gehabt. An seine Stelle trat der Gelehrte Etmüller. — Sehr lieb waren mir die Stunden bei Ferd. Meyer. Ich weiß noch, wie die Unwissenheit, mit der seine ersten Fragen über die Gebirgspässe

¹⁾ Joh. Georg Baiter, geb. 1801, Dr. phil., Oberlehrer am Untergymnasium.

²⁾ Ferdinand Meyer, geb. 1799, Vater C. F. Meyers.

³⁾ Joh. Jakob Horner, geb. 1804, V. D. M., nachmals Oberbibliothekar der Stadtbibliothek.

⁴⁾ Hs. Konrad v. Drelli, geb. 1788, gew. Diakon in Turbenthal, Professor am Ober-Gymnasium, Lehrer an der Knaben-Realschule.

der Schweiz beantwortet wurden, mich beschämte und anregte, und wie sehr mich die mir ganz neue Beschreibung des wissenschaftlichen Lebens im Kloster St. Gallen interessierte. Nicht gar viel wurde in der Mathematik bei Herrn Horner, dem dies Nebensache war, gelernt; in der Religion waren die Stunden gut, aber nicht gerade fesselnd und eingreifend. Viel Unsinn wurde wie gewöhnlich in den Singstunden bei Herrn Espenmüller gemacht. — Eine großartige Eröffnung, der wir auch beiwohnten, für Hochschule und Kantonschule fand am 29. April im Großmünster statt. Die Hauptrede, von der ich aber nicht viel verstand, hielt der neue Rektor, Prof. Oken¹⁾.

„So lange ich noch in der 4. Klasse des untern Gymnasiums war, verstrich die Zeit in ziemlich strenger Arbeit. Doch fand ich, die Klasse, die nur 10 Schüler zählte und darunter wenige, die etwas Bedeutenderes leisteten, gebe gar wenig Anregung, und es traten oft trübe Momente ein, in denen ich über meine geringen Anlagen und Fortschritte klagte. — Doch verschaffte mir stille, freiere Beschäftigung, so mit Sternkunde und Physik, auch glückliche Stunden. Auch die Zeichenstunden bei Herrn Verwalter Fäsi dienten manchmal zu ganz angenehmer Unterhaltung.

„Sonntags wurden die Predigten von Helfer (später Pfarrer) Fäsi²⁾ zu St. Peter immer mit Interesse angehört; war er doch — wie F. v. W. mitteilt — der damals beliebteste Prediger, zu dem namentlich die gebildeten Leute alle strömten. Rationalistisch angehaucht, aber ernst und gemütvoll, hatte er die Gabe, praktische Anwendung des Christentums in allem Detail mit beredter, gewählter Sprache auszuführen. Man glaubte damals allgemein, bei ihm sei die beste Belehrung und

¹⁾ Der bekannte Naturphilosoph.

²⁾ Karl Wilhelm Fäsi, geb. 1793.

Erbauung zu finden und die sorgfältigen Einteilungen in seiner Predigt suchte das Gedächtnis vor allem festzuhalten.“

Hier ist wohl der passendste Ort, um nachfolgende Erfahrung aus dem Familienleben anzufügen: „Am letzten Tage des Jahres hatte der Vater, was sonst nie geschah, die Gewohnheit uns beim Nachtessen aus einem religiösen Buche vorzulesen. Ich notierte hierüber charakteristisch genug in meinem Tagebuche: ‚Der Vater las uns einen schönen Abschnitt aus Spalding über die menschliche Hoffnung u. s. f. vor. Ich war aber etwas leichtsinnig und dachte überhaupt nicht genug über die Wichtigkeit des Jahreswechsels nach, sondern ich beschäftigte mich zu viel mit den Freuden, die in den folgenden Tagen auf mich warteten.‘

„Auch mein Tagebuch klagt über zunehmende Lauheit in religiösen Dingen und Einfluß des feindlichen Zeitgeistes. Die ins Haus kommende Leseschachtel mit allerlei weltlicher Literatur wurde uns zu frei überlassen, so daß bei großer Lesebegierde manch wenig nützliche Dinge gelesen wurden. So sorgsam sonst Erziehung und Überwachung war, mit Bezug auf Literatur wäre es besser gewesen uns weniger Freiheit zu gewähren. Die ausgedehntere Literaturkenntnis wurde bezahlt mit viel Anlaß zu zerstreuer, oberflächlicher und verweichlichender Beschäftigung. Doch regte sich dazwischen hinein das Gewissen immer wieder und Zeugnisse und Schlußexamen in der Schule hatten den gewohnten Erfolg.

„Über letzteres sagt das Tagebuch zum 7. April: ‚Wir hatten große Komödie, vulgo Examen genannt. Es ging gut. Nur schämte es mich beinahe an, so zur Schau zu stehen.‘ Es folgte noch ein Promotionsexamen, vor dem man vorher bange gemacht hatte, das aber, scheint es, in Wirklichkeit gar nicht strenge war.

„Am 22. April wurde der neue Kurs eröffnet, wobei Bruder Georg als Oberster in der 3. Klasse des obern Gymnasiums eine Rede halten mußte, die sehr wohl geriet. Der Vater schrieb darüber an die Mama: ‚J’ai assisté au discours de George avec Henri. Sa hardiesse a bien soutenu sa mémoire et le contenu du discours paraît avoir été fort approuvé. Fritz était présent aussi dans sa nouvelle classe qui contient presque plus d’étrangers que de Zuricois.‘

„Der Eintritt in die 1. Klasse des obern Gymnasiums brachte allerdings eine große Veränderung. Statt wie früher 10 zählte die Klasse nun 23 Schüler, darunter, während früher alles Stadtzürcher gewesen waren, 11 nicht der Stadt angehörende und dabei einige, die den Rang wohl streitig machen konnten. Neu eingetreten war auch Alfred Escher, der von da an beständiger, hervorragender Genosse wurde. Einige andere zeichneten sich in der Schule wenig aus und nahmen unterste Plätze ein, taten sich aber nachher um so bedeutender hervor: so der Naturforscher und schweizerische Gesandte in Wien Tschudi von Glarus und der Stiftsarchivar Eugen v. Gonzenbach in St. Gallen. — Bei Herrn Fäsi lasen wir Livius, Virgil, Cicero, Xenophon, Herodot, Homer. Auch privata aus Livius mußten präpariert und bei ihm zu Hause gezeigt werden. Sehr einnehmend für die Schüler war seine Art allerdings nicht; denn da er sich nicht entschließen konnte, sie mit ‚Sie‘ anzureden, wie er hätte tun sollen, bedachte er sie meist mit ‚man‘. — Sehr gut waren die Stunden bei Herrn Professor Raabe ¹⁾ aus Galizien in der Mathematik. Ohne geläufig sprechen zu können, verstand er es vortrefflich, die Sache klar zu machen, da er sie vollständig beherrschte und wahres Lehrtalent besaß. Wir fingen bei ihm von vorne an mit den vier ersten Operationen

¹⁾ Joseph Ludwig Raabe, von Brody (Ungarn), geb. 1801.

und der elementaren Geometrie. — Im Deutschen war Prof. Etmüller¹⁾, ein wenigstens im Altdeutschen sehr bewandeter Gelehrter, in Geschichte hatten wir Prof. Winkelmann²⁾, in Religion Diakon v. Drelli, in Naturkunde Prof. Schinz³⁾, bei dem in gemüthlichster Nonchalance *Allotria* getrieben (Brötchen aufgepflanzt, lateinische Argumente gemacht) wurden. So streng wie in der vorigen Klasse war es nicht mehr, man atmete freiere Luft und die große Klasse gab viel Anlaß zu munterer Unterhaltung. — Neben der Schule nahm das Zeichnen seinen Fortgang und neu traten hinzu, gemeinsam mit Georg, Französischstunden bei Schwager Mousson, die sehr gut gegeben wurden, aber, da Georg bedeutend weiter war als ich, mich oft herunterstimmten; endlich auch Fechtstunden (mit Fleuret) bei einem italienischen Flüchtling Cavallini, wobei ich freilich nicht viel profitierte.“

Im Schlußexamen erhielt F. v. W. unter 22 Schülern seiner Klasse den zweiten Platz und in den Zeugnissen lauter erste Noten.

Konfirmandenunterricht und Konfirmation.

Nach den lebhaft bewegten Wochen des Sommers und Herbstes 1834 begann eine stillere Zeit. „Auf künftige Ostern sollte ich konfirmiert werden und die Eltern wünschten, daß mir dieser Unterricht gegen die sonstige Regel nicht von dem Geistlichen der Großmünstergemeinde, Herrn Stiftsverwalter U., bei dem ich bisher in die Unterweisung gegangen war, erteilt werde. Mehr Zutrauen hatte der Vater zu dem wegen Kränklichkeit zurückgezogen lebenden Herrn Kirchenrat Bögeli⁴⁾, der

1) Ludwig Etmüller, von Zittau (Sachsen), geb. 1802.

2) August Wilhelm Winkelmann, aus Dresden, geb. 1810.

3) Heinrich Rudolf Schinz, geb. 1777, Dr. med.

4) Salomon Bögelin, gest. 1846.

früher sehr beliebter Prediger am Waisenhaus gewesen war und mit Recht im Rufe nicht bloß gründlichster Gelehrsamkeit, sondern auch feinen religiösen Sinnes stand. An positiver, wenn auch die Spitzen etwas abrundender Gläubigkeit und klarer Gründlichkeit und Verständlichkeit, so wie sie für mein Alter paßte, ließ der Unterricht nichts zu wünschen übrig, und ich nahm mit gläubigem Ernst an, was darin gesagt wurde. Aber ich kann doch nicht mit ganzer Wahrheit sagen, daß der Einfluß und Eindruck sehr bedeutend gewesen wäre. Dafür stand mir der alte, kränkliche Herr Pfarrer, der auf Persönliches nicht einging und mit seiner, wenn auch in feiner Weise festgehaltenen Autorität auf störende Fragen kaum gern geantwortet hätte, zu fern und ich selbst war damals auch nicht recht geeignet und geneigt, mich frei zu öffnen und ernstern Gedanken nachzuhängen, ohne durch andre Dinge, wie namentlich die Schule, mich zerstreuen zu lassen. Immerhin war es mir ernst, das was mir geboten und von mir verlangt wurde, so gut anzunehmen und zu erfüllen, als mir möglich war.

„In meinem Innern fingen die Gedanken an, über die bloße Tagesarbeit hinauszugehen und weitem Horizont zu gewinnen; aber das erwachende Gewoge im Innern ging hin und her, und die auf das Höhere, Ideale sich nunmehr richtenden Gefühle sanken oft auch plötzlich wieder in tiefere Regionen zurück.

„So nahte der Tag der Konfirmation, der 18. April. Sie wurde von Herrn Pfarrer Bögeli in seiner Wohnung in Gegenwart nur meiner Eltern vollzogen. Wenn ich die Konfirmationsrede — die schriftlich vorliegt — jetzt wieder lese, finde ich, sie hat in schönen, warmen Worten, die zu Herzen gehen sollten und für die ich allen Grund habe dankbar zu sein, das Beste ausgesprochen, was ihr Verfasser geben konnte. Seine Auffassung des Christentums unterscheidet sich von dem gewöhn-

lichen Rationalismus der bloßen Verstandeslehre dadurch, daß sie von der tatsächlichen Geschichte desselben ausgeht und zu zeigen sucht, wie dasselbe vorbereitet worden, wie in Christus dessen die Welt umgestaltende Erscheinung sich vollendet hat und wie Christus unser heiliges Vorbild geworden ist, das wir in uns aufnehmen sollen. Es hat mich dies auch gefaßt, und ich erinnere mich noch gut des Momentes, in dem Glück und Seligkeit ein Christ zu sein wirklich wahr und lebendig in mir empfunden wurde. Aber zu bleibender, nachhaltiger Wirkung und eigentlicher Umwandlung kam es damals noch nicht und, so weit dies von der Konfirmation abhängen konnte, mag mit Grund davon gewesen sein, daß die mitgeteilte Lehre das persönliche Sündenbewußtsein nicht weckte und den eigentlichen Kern des Christentums trotz aller schönen Worte doch nicht traf. Auf den Verstand, auf die theoretische Geschichtsauffassung konnte sie wirken und auch gute, ideale Vorsätze wecken; aber den eigentlichen Menschen, wie er in seinem Innersten war, den erlösungsbedürftigen Sünder faßte sie nicht. Es war nur zu viel Scheu da, den Menschen, wie er wirklich, nicht bloß ein hoffnungsvoller Jüngling, war, mit festerer Hand anzufassen. Die Feier des ersten Abendmahls am Ostersonntag, am Tag nach der Konfirmation, erfüllte mich mit ernstern, guten Vorsätzen; aber bald kamen wieder andere Eindrücke.“

* * *

„Der neue Kurs begann Anfangs Mai 1835 mit stark verminderter Schülerzahl (nur 13, da 4 nicht promoviert, andere ausgetreten waren) und brachte für v. W. erhebliche Veränderung und erhöhtes Interesse. Für das Lateinische wurde nun der gelehrte, begeisterte Professor Kaspar v. Drelli Lehrer, der im Gegensatz zu Prof. Fäsi weniger genau war, aber dafür, wozu allerdings der Ruf seiner Gelehrsamkeit und seine eigene ideale

Richtung auch in der Politik beitragen, Leben und Interesse für das Altertum zu wecken wußte. Das Griechische dozierte Prof. Winkelmann, den wir damals um seiner Kenntnisse und seiner Gelehrsamkeit willen ziemlich schätzten, obschon er später durch Unfähigkeit Disziplin zu halten sich unmöglich machte. Sehr tüchtig, wenn schon etwas anstrengend, war der Mathematikunterricht bei Prof. Raabe, gründlich, wenn schon etwas trocken, die Geschichte bei Prof. Escher ¹⁾ und sehr instruktiv und anziehend, aber nicht leicht zu verstehen, Physik bei dem gewandt redenden befreundeten Prof. Ab. Mousson ²⁾. In Religion und Philosophie hatte die 2. Klasse keine Stunden. Alle diese Fächer neben einander zu treiben gab gehörig zu tun, aber ich kann doch nicht sagen, daß es zu viel war, und ich erinnere mich nicht, daß ich je, wie man heutzutage so viel davon hört, körperlich selbst vom Lernen angegriffen gewesen wäre oder dies von andern Mitschülern gehört hätte. Entweder waren wir stärker oder es wurde in der Tat weniger gefordert als jetzt.

„In einem Brief an die Mama meinte ich: ich sei versenkt in die Bücher, d. h. natürlich die Lernbücher, die einzig eigentlich reellen Wert haben, und als beinahe unerschwingliches Ziel stehe mir vor Augen, das Latein ganz leicht und ohne Wörterbuch lesen und schreiben und das Griechische wenigstens in den leichtern Autoren ebenfalls geläufig lesen zu können. Nach der Schilderung der Sorge hierüber heißt es dann: „Aber siehe, ich trete ans Fenster, und was erblicke ich? Der düstere Wolkenschleier hat sich aufgetan und sternenhell blinkt die freundliche Nacht. Und mit einemmale wird auch in mir der Schleier zerrissen und klar und hell steht alles da. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe bisweilen eine wahre heilige Freude in

¹⁾ Heinrich Escher, geb. 1789.

²⁾ Jos. Rudolf Albrecht Mousson, geb. 1805, Sohn des Kanzlers.

mir, wie gerade jetzt, und dies sind mir immer die seligsten Augenblicke meines Lebens. Ich fühle mich bisweilen auf einmal so gestärkt, erhoben, begeistert für alles Schöne und mit Dank erfüllt gegen den gütigen Schöpfer, der mich so glücklich macht, daß ich es einer außer mir liegenden übernatürlichen Kraft zuschreiben muß. Aber überhaupt läßt sich das nicht beschreiben, sondern nur fühlen und sollte eigentlich auch in mir bleiben; denn Gefühle soll man nicht offenbaren und nicht damit prahlen, sie scheinen sonst nur erdichtet, und auf der Welt ist mir nichts verhaßter als erkünstelte Gefühle. Aber aus des Herzens Überfluß redet der Mund und darum konnte ich jetzt nicht schweigen, was ich sonst gewöhnlich tue und als kalter Verstandesmensch verschrien werde, weil ich eben nicht gerade Verse mache und überhaupt nicht die Gabe besitze, mich mündlich recht und so, daß man mich auch ganz versteht, auszudrücken.“

Wir knüpfen hieran einen von J. v. W. selbst mitgetheilten Eintrag in sein Tagebuch vom Ende des Jahres 1835, der von aufrichtiger Selbstprüfung zeugt: „Als Schlimmes finde ich in mir die im Innern immer nagende Selbstsucht und Sinnlichkeit und das fühle, ernstem Nachdenken lieber aus dem Wege gehende Verhalten in religiöser Hinsicht; als Besseres wesentliche Vermehrung der Kenntnisse und das erwachte eifrige Bestreben nach bestimmtem Ziel, nämlich dem Vaterland zu dienen, dafür keine Mühe zu scheuen, auch — trotz immer hemmender Schüchternheit — mehr Reigung und Geschick für den Umgang mit andern. — In der Familie war ich glücklich. Besonders mit dem Vater bin ich gleichsam mehr bekannt geworden und Respekt und Achtung haben sich mehr in Liebe verwandelt. Die Mutter hat immer die gleiche Liebe und Sorgfalt zu mir; in Politik und Religion sind freilich unsre Ansichten etwas verschieden. Mit allen Geschwistern stehe ich gut.“

„Im Winter 1836 kam der besondere Zug, den ich geistig und gemütlich zu dem spätern Gymnasiallehrer Heinrich Grob ¹⁾ schon von den ersten Reichen der Knabengesellschaft her gehabt hatte, zu tatsächlicher Wirkung. Wöchentlich ging ich einen Abend zu ihm in sein kleines Stübchen an der Trittligasse und las hier mit ihm in Bullingers handschriftlicher (damals noch nicht gedruckter) Reformationschronik. Dabei kam es gewöhnlich noch zu weitem Gesprächen, und die warme, patriotische, eher freisinnige, aber solide Denkweise Grobs war für mich von förderndem, den Gesichtskreis erweiterndem Einfluß. Es wuchs daraus eine gegenseitige, das ganze Leben hindurch sich erhaltende Zuneigung hervor.

„Nach Neujahr 1837 wurde ich in der Schule mit der Nachricht empfangen, daß von der Aufsichtsbehörde strenge Untersuchung wegen einiger von unsrer Klasse verübten Unfugen angeordnet worden sei. Es hatten nämlich einige aus unsrer Klasse vor die Tür des Zimmers der 1. Klasse einen schweren Kasten gerückt, so daß diese gehindert war das Zimmer zu verlassen. Eine Strafpredigt vor versammelter Behörde und Wechsel im Amt des Aufsehers oder Exaktors, das nun zu meiner Last auf mich überging, war das schließliche, ziemlich unschuldige Resultat der Untersuchung. Auch sonst kam allerlei Mutwilliges und Kindisches bei uns vor, so Austritt der Schüler aus der einen Tür, während der Lehrer durch die andre Tür des Zimmers eintrat, Schreiben des von Prof. Schinz oft gebrauchten Satzes: ‚Omne vivum ex ovo‘ mit großen Buchstaben an die Tafel, was den zufällig eintretenden gestrengen Rektor Prof. Fäsi zur Untersuchung veranlaßte u. s. f. Ich erinnere mich noch, wie Freund Grob, als ich zu ihm kam und lachend solche Dinge erzählte, mit Ernst mir zu Gemüte führte,

¹⁾ Der uns Heutigen noch wohlbekannte Geschichtslehrer, geb. 1812 (vgl. Zürch. Taschenbuch für 1891, pag. 217 ff.).

wie wenig schicklich sie für uns seien. Im übrigen kamen ernstliche Ungezogenheiten doch nicht häufig vor, und vor den meisten Lehrern, selbst vor dem von spätern Klassen geplagten und etwas sonderbaren Prof. Winkelmann hatten wir wirklichen Respekt. Baten wir ja sogar den Lehrern, mit einigen von uns privatim das Symposion von Plato zu lesen. Ich arbeitete den Winter hindurch ziemlich fleißig, zumal die Maturitätsprüfung nun vor uns stand und besonders die Mathematik dafür einige Sorge machte. Für letztere trat ich mit Alfred Escher vermittelt lateinischer Billets in speziellen, Lösung einiger schwieriger Aufgaben betreffenden Verkehr und hatte auch sonst einige nähere Beziehungen zu ihm, so daß ich einst bei einem Spaziergang, als er sagte, er schwanke noch, ob er die Naturwissenschaften oder den Staatsdienst zu seinem Beruf wählen solle, ihm riet das letztere zu tun, was er aber bei seinem Ehrgeiz auch sonst ohne Zweifel getan hätte.

„Prof. v. Drelli stellte uns die Aufgabe, einen lateinischen Aufsatz beliebigen Inhalts ihm zu liefern. Ich wählte mir, weil dem Stoff bereits etwas näher bekannt, das Leben Kaiser Friedrichs II. und wandte ziemlich viel Fleiß und Mühe darauf. Über das Schicksal dieser Arbeit wie der Aufsätze der Mitschüler vernahmen wir aber gar nichts mehr und es wurde von einem Schüler behauptet, er habe solche Aufsätze an einem nicht sehr respektierlichen Ort in der Wohnung v. Drellis gesehen. Das hätte verdrießen können, wenn man gewagt hätte, Professor v. Drelli nicht zu verehren. Sein Wesen und seine Gelehrsamkeit imponierten, und ich weiß noch, wie ich bei einem Besuche frappiert war, als ich ihn in einer großen Kammer mit Steinboden und Büchergestellen rings um die weißen Wände herum an einem großen tannenen, unangestrichenen, mit Büchern hochbedeckten Tische sitzen sah, während auch der Fußboden ganz von Büchern überladen war, so daß nur ein schmaler Weg zu ihm frei blieb.“

Gymnasialverein.

„Nach Beendigung der Herbstferien 1835 kam Eintritt in den Zofingerverein zur Sprache. Wie es scheint, wurden damals auch Gymnasiasten aufgenommen. Da aber gerade zu jener Zeit die Gemüter durch Ermordung des Studenten Lessing aufgeregt waren und ein fataler Vorfall im Zofingerverein (Messerstiche, die vom Studenten Lang meinem Mitschüler C. Honegger appliziert worden) Abneigung gegen denselben geweckt hatte, wurde mir vom Vater der Eintritt untersagt. Dagegen gab die damals erfolgende Stiftung eines Gymnasialvereins, der nun für die noch folgende Zeit des Gymnasiallebens eine bedeutende Rolle spielte, besser passenden Ersatz. Die Gründung ging von Alfred Escher aus, der seine Gabe zu herrschen und zu organisieren schon damals bewährte. Die ersten Mitglieder waren er, Ziegler¹⁾, Jak. Escher und ich. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte er mich, da ich kein gefügiger Untertan war, wohl gern bei Seite gelassen. Als gewählt traten dann noch Schmid, Konr. Escher²⁾, Heß, Beckeser³⁾ und Schinz hinzu (im ganzen 9 von 13 Mitschülern). Die Sache wurde mit großem Ernst betrieben, ausführliche Statuten aufgestellt, ein Präsident, Aktuar und Quästor gewählt; Aufsätze mit Rezensionen, freie Vorträge, Vorlesungen aus Büchern, Diskussionen sollten regelmäßig in den alle vierzehn Tage stattfindenden Sitzungen geleistet und ein Lesezirkel in Gang gesetzt werden. Bald suchte A. Escher auch die anderen Klassen herbeizuziehen und einen einheitlichen, all-

¹⁾ Diethelm Ziegler von Winterthur, geb. 1818, gest. 1901, 1845 bis 1881 Pfarrer in Pfäffikon.

²⁾ Julius Konrad Escher, geb. 1817, Sohn des a. Reg.-Rats Heinrich Escher-Schultheß.

³⁾ Der bekannte Winterthurer Maler.

gemeinen Gymnasialverein zu gründen. Das Projekt scheiterte aber an dem Widerstand der tüchtigen, sehr selbstbewußten 1. Klasse (Hirzel¹⁾, D. Fries²⁾, Ritt³⁾, Finsler⁴⁾, Ludwig Meyer⁵⁾), und es kam dann später nur eine Organisation von getrennten selbständigen Sektionen unter einem nicht sehr wirksamen Zentralvorstand zustande. Der Verein versammelte sich in einem Schulzimmer ohne etwas zu genießen und verhielt sich also sehr asketisch und brav. Meine erste Arbeit hatte zum Gegenstand „Das Bedürfnis und die Aufgabe des Vereins“, und war erfüllt von sanguinischen Hoffnungen, die sich aber namentlich mit Bezug auf die Förderung freundschaftlicher Verbindung und Geselligkeit nur sehr unvollkommen erfüllten. Dafür ging es unter A. Eschers gewichtiger Leitung zu hochfahrend, gebunden und trocken zu. Im Laufe des Winters lieferte ich einen Aufsatz über Vater Bodmer, eine Rezension von Zieglers Biographie Lavaters und einen freien Vortrag über die Reformatoren Luther, Zwingli und Calvin, der freilich mager genug ausgefallen sein mag. Wenn ich jetzt in die damals geschriebenen Aufsätze hineinschreibe, muß ich erkennen, daß Begeisterung für Ideales, Vaterländisches, für eigene Fortbildung, für das klassische Altertum und auch gemütvolle Zuneigung für Religiöses darin war; aber tiefere religiöse Erkenntnis und Ergriffenheit war noch nicht da und der Sinn dafür noch nicht erschlossen. Das Gymnasium mit seinem einseitigen Kultus des Altertums bot dafür gar nichts und wirkte eher entgegen.

¹⁾ Heinrich Hirzel, geb. 1818, gest. 1871, der bekannte Helfer, nachmals Pfarrer am St. Peter.

²⁾ David Fries, geb. 1818, gest. 1875, Seminardirektor in Rüsnacht.

³⁾ Jakob Heinrich Ritt, geb. 1819, Pfarrer in Bergamo.

⁴⁾ Diethelm Georg, geb. 1819, gest. 1899, Antistes.

⁵⁾ Joh. Ludwig Meyer, geb. 1819, Apotheker, Sanitätsrat.

„Im Sommer 1836 nahm der Gymnasialverein eine etwas andere freiere Form an. Wir versammelten uns meist im Freien; an irgend einem schönen Punkt hingelagert hörten wir der Vorlesung des Aufsatzes zu und nachher wurde auch zu billiger Erfrischung in einem Wirtshause wie der Sonnenberg eingefeiert. Die Geselligkeit machte dabei Fortschritte, weniger die lässiger betriebene Arbeit. Ich lieferte im Sommer den ersten Teil einer Geschichte der Schulanstalten der Stadt Zürich, zusammengestellt aus mancherlei Materialien, so weit mir solche zugänglich waren.

„Das Winterhalbjahr brachte auch neben der Schule tüchtige Arbeit. Ich war nun Präsident unserer Sektion des Gymnasialvereins, hatte hiefür den in Meilen ausgearbeiteten Eröffnungsvortrag zu halten und für den Stoff bei den Sitzungen zu sorgen. So ernst besorgt und von der Wichtigkeit der Sache durchdrungen wie A. Escher war ich aber nicht. Es fehlte mir hier, wie auch im spätern Leben in den Vereinen, gewöhnlich die Gabe, den Verein so hoch zu halten und vor den Mängeln die Augen zu schließen, wie ein begeistertes, im Verein zur Geltung und Ansehen gelangendes Mitglied es tun muß. Doch sparte ich an eigener Arbeit die Mühe nicht, arbeitete für die eigene Sektion den zweiten Teil der Geschichte des Schulwesens aus und lieferte auch für den Zentralverein, der sich nur selten besammelte, eine Arbeit über Kaiser Friedrich II., dessen geistige Kultur und tragisches Geschick mich anzog.

„Mit Absolvierung des Maturitätsexamens kam auch unser Leben im Gymnasialverein zum Schluß, und als letzter Präsident mußte ich die Abschiedsrede halten, die gar offenherzig in starkem Kontrast gegen bei solchem Anlaß sonst gewöhnliche Schönfärberei ausfiel. Schon anfangs sagte ich: „Mein Inneres empfindet nichts von der süßen Wehmut, die sonst das Andenken an die Vergangenheit in uns erweckt, da einzelne Miß-

töne eine solche Harmonie stören. — Wir wollen nicht durch schön tönende Phrasen am Ende uns noch selbst betrügen und unsrer Eitelkeit Opfer zu bringen suchen, sondern lieber offen bekennen, daß wir weit hinter dem Ziele, das wir uns anfangs aufgesteckt hatten, zurückgeblieben sind.' Doch wird anerkannt, daß der Eifer, der bei der Stiftung die Glieder beseelte, nicht ganz ohne Früchte geblieben sei. Als nützliche Erfahrung wird namentlich hervorgehoben, daß gerade die Dinge, die zu den schönsten Worten Gelegenheit gaben und die Mitglieder am meisten in Harnisch brachten, am wenigsten bleibende Wirkung hatten. Eine weitere Erfahrung ist die Lehre, wichtiges von unwichtigem zu unterscheiden, die Sache nicht über der Person zu vergessen und den eignen Ruhm nicht als Hauptsache voranzustellen. So wird versucht, was als fruchtbares Ergebnis bleibt, zusammenzufassen, und schließlich im Hinblick auf das nun eröffnete weitere Gebiet der Hochschule abgeraten, den Verein noch fortzusetzen. Immerhin war derselbe nützlich, nicht nur als Ansporn zu allerlei wissenschaftlicher Arbeit, sondern namentlich als erster Anlaß zur Stählung des Charakters in Reibung unter den verschiedenen Individualitäten. Die jetzt in den Gymnasialvereinen so gewöhnliche Versuchung zur Antizipation studentischen Treibens blieb uns damals völlig fern. Die Gefahr lag auf anderer Seite, nämlich in Bildungshochmut zu verfallen."

Jugendvergnügen, körperliche Übungen, Fußreisen.

An freundschaftlichem Verkehr mit Altersgenossen, Jugendvergnügungen und allerlei gesunder Erholung während der Schuljahre fehlte es F. v. W. so wenig wie seinen Jugendgenossen. Freilich muß, wenn wir davon erzählen, abermals auf weit frühere Jahre zurückgegriffen werden.

„Ein großer Tag“ — so erzählt er selbst — „war immer der B e r c h t o l d s t a g, an dem wir (Georg und ich) morgens auf den Zünften umherzogen, die Neujahrsblätter zu holen, und zuletzt auf dem Musiksaal der Musik zuhörten und aus Bonbonschachteln den Mädchen Bonbons verteilten. Abends zogen wir, eingeladen zum Nachessen bei einem von der Kameradschaft, mit diesen verkleidet zu den Häusern der Eltern herum.

„Dies führt darauf, daß ich bereits S o n n t a g s k a m e r a d e n nach Zürcher Sitte besaß. Nach einer Notiz bei den Schriften der Kameradschaft waren wir zum ersten Mal am Berchtoldstag 1828 bei Fritz Schultheß eingeladen. Die Gesellschaft, alle vierzehn Tage am Sonntagabend der Reihe nach bei einem der Mitgenossen sich versammelnd, war ein wichtiges Element im Jugendleben. Die Kameraden hielten als Genossen nach außen enge zusammen, feierten gemeinsam Berchtoldstag und Sechseläuten, hatten zu Tänzerinnen am Berchtoldstag dieselbe Mädchengesellschaft. Nach frugalem Abendessen (Obst, einfaches Backwerk) machte man Spiele, wo möglich im Freien, sonst im Zimmer, das meist ausgeräumt wurde, da es oft wild genug herging. So sehr man nach außen andern Kameradschaften gegenüber zusammenhielt, gab es im Innern natürlich auch etwa besondere Coterien und Reibungen. Doch erinnere ich mich an eigentlichen Streit gar nicht, und einen gewissen Nutzen, wenn auch gar nicht für feinere und geistige Bildung, doch für Abhärtung und Charakterbefestigung, hatte die Sache. Ich gehörte jedenfalls zu den Stillern und Zahmern, erinnere mich aber doch nicht, daß ich je geplagt worden wäre. Harmlos und fröhlich machte ich alles mit. So enge der Zusammenhang schien, löste sich doch die Kameradschaft während der Universitätsjahre wegen verschiedener Berufsrichtung, anderer Freundschaften und auch besonders wegen politischem und

religiösem Zwiespalt völlig auf, ohne je wieder zusammenzukommen.

„Das Jahr 1830 begann mit einem beispiellos harten Winter, der den ganzen See zum Gefrieren brachte. Alle Welt pilgerte auf den See hinaus. Bei der ‚Klausstud‘ war ein Zelt aufgeschlagen, wo man Stärkungen erhalten konnte. Von gefrorenen Füßen geplagt, konnte ich wenig daran teilnehmen. Doch wurden, unter Geleit des Weibels, einige schwache Versuche im Schlittschuhlaufen gemacht, die aber zu keinem befriedigenden Resultat führten.

„Mehrere Jahre nahm ich an kleinen Reischen teil, die an den Pfingstmontagen und =Dienstagen von der sogenannten Knabengesellschaft aus veranstaltet wurden, meist in die Nachbarkantone Zug und Schwyz, an denen ein oder zwei der die Gesellschaft leitenden Herren teilnahmen. Die Knabengesellschaft war eine schon aus älterer Zeit — Begründer war glaube ich Herr Prof. Gottinger ¹⁾ — herstammende recht nette Einrichtung, bei der ich einige Jahre mitbeteiligt war, die aber 1831 oder 32 einging. Jeden Donnerstag versammelte sich eine Anzahl Knaben in dem großen Saal der ‚Schützen‘ hinter dem Lindenhof. Es wurden unter Aufsicht einiger älterer Herren Spiele gemacht, Charaden aufgeführt, wofür Verkleidungen vorhanden waren und während wir einen Apfelweggen verzehrten, etwas vorgelesen. Wir gingen, so viel ich weiß, alle gern hin, bis nach 1830 die Disziplin sich lockerte — es wurden einmal gesottene Erdäpfel aus der Pfanne in der Küche einer untern Wohnung geholt — und den Herren die Sache verleidete. Die von der Gesellschaft ausgehenden Pfingstreischen machten immer viel Vergnügen.“

¹⁾ Hs. Jakob Gottinger, geb. 1783, Professor der Geschichte.

K a d e t t e n ü b u n g e n. „Der sogenannte Kampf der Kadetten — im September 1831 — ist sehr glücklich abgelaufen und hat viel Freude und Befriedigung gebracht. Etwa 50 Patronen habe ich verschossen. So viel ich noch weiß, war dies das zweite Jahr meiner Beteiligung am Kadettenkorps, bei dem ich mich, wie ich glaube, anfangs nicht allzu geschickt erwies, aber dann doch allmählich ganz gern mitmachte. Wenn wir nach dem Exerzieren in unsern blauen Röcken und Kadettenmützen mit dem Gewehr im Arm, die Musik voran, durch die Stadt marschierten, erhoben sich die Herzen ganz stolz.

„Abendliche Belustigung bestand damals hauptsächlich in dem immer höchst beliebten Besuch des Jahrmarkts. Ich schrieb am 27. September: ‚Da jetzt Messe ist, könnt ihr denken, daß ich abends nicht immer zu Hause bin und daß mein Geld mit großen Schritten zur Neige geht.‘“

Am 12. Oktober: „Letzten Donnerstag machten wir eine Turnfahrt auf den Ätliberg, wo wir es sehr gut trafen. Ich kann nicht sagen, wie sehr es mir dort oben gefiel, ungeachtet ich doch dieses Jahr schon mehrere Male oben gewesen war. Wir machten bei der Hochwacht ein großes Feuer und verbrannten ein Blatt der ‚Appenzeller Zeitung‘, das einer durch Zufall bei sich hatte. — Für Meilen habe ich Pulver gekauft und unsere Pistolen zurechtmachen lassen.“

Über das Sechseläuten: „Zu dem Sechseläutenfeuer haben wir viel Holz gesammelt und sind deshalb alle, auch Alfred Escher, in der ganzen Stadt herumgefahren. Über das Wollishoferbrücklein mußten wir das Holz hinübertragen. Am Sechseläutentag hatten wir den ganzen Morgen in der Tiefenhofwiese mit den Zubereitungen zum Feuer zu tun, nachmittags schossen wir mit den Pistolen. Um 6 Uhr loderte das ungeheure Feuer von mehr als 200 Bündeln empor. — Auch über ein merkwürdiges Schauspiel im ‚Platz‘: zwei

Männer, die in Asbestkleidern mitten durch ein Feuer liefen, wird berichtet.“

„Pfungstmontag und =Dienstag 1833 nahm ich mit 15 andern unter Leitung der Herren Grob und Meyer an einem *F u ß r e i s c h e n* teil nach dem Gubel, Ageri (wo Nachtquartier gemacht wurde), Morgarten, Menzingen, Wädenswil, wobei wir viel Interessantes sahen und uns sehr lustig machten. Im Tagebuch steht: „Ich hatte auf dem Weg durch den Sihlwald ein langes Gespräch mit Herrn Grob über unsre Schulen und die Politik, worin wir aber in vielem anderer Meinung waren.“ Das wird der Anfang nachheriger näherer Beziehung zu Herrn Grob gewesen sein.

Von Mitte Juli 1833 an machten die Eltern v. W. mit den beiden Söhnen Georg und Frik einen vierwöchentlichen *K u r a u f e n t h a l t* in *G a i s*. Der letztere berichtet darüber: „Das waren gute Tage, die in lebendiger Erinnerung stehen. Schon die Fahrt nach Gais war interessant. In Elgg wurde die Glashütte besehen, in Münchwilen bei starkem Gewitter Mittag gemacht, im Heinrichsbad übernachtet. Am folgenden Tag in St. Gallen wurden Kirche und Bibliothek besucht, Mittag gemacht am Wirtstisch gegenüber Landammann v. Tavel von Bern und dann nach Gais gefahren, wo in dem schönen, am großen Plage stehenden Privathaus von Ratsherr Bruderer ein sehr komfortables Quartier bestellt war. Die Mahlzeiten nahmen wir im Gasthof. Es folgten recht schöne Tage. Am Morgen früh wurden in zahlreicher Gesellschaft die Molken getrunken, dann spaziert, gelesen, gelernt, Billard gespielt, gespeist ic., so daß der Tag schnell hinging. Gleichaltrige Kameraden fanden wir an Emil Ringf (Sohn des Staatschreibers v. Ringf in Schaffhausen) und dessen Better Tobias Hurter. Zum ersten Mal, seit ich älter und selbständiger geworden war, kam ich in Berührung mit größerer Gesellschaft,

und wie sehr mich dies interessierte, zeigt ein von mir geschriebenes und noch erhaltenes Verzeichnis der ganzen Kurgesellschaft. — Besonderes Vergnügen machten viele Spaziergänge (Gäbris, Stoß) und auch weitergehende Ausflüge, so nach dem Weißbad, auf den Ramor und den hohen Kasten, die ersten höheren Berge, die ich bestieg.' — Der Heimweg ging durch das Rheintal nach Rorschach, Konstanz, wo ein Tag zum Besuch des Konziliumsfaals, des Münsters, des Ateliers von Fräulein Ellenrieder, des alten Landammann Müller-Friedberg, des ersten Dampfschiffes, das uns zu Gesichte kam, und der Insel Mainau verwendet wurde."

Von den winterlichen, speziell den B e r c h t o l d s t a g = V e r g n ü g u n g e n schreibt F. v. W. in einer Weise, welche seine Entwicklung zeigt. Noch 1833 heißt es: „Eine große Rolle spielten die Sonntagskameraden und die am Berchtoldstag und einigen Bällen mit uns tanzende Mädchengesellschaft. Schüchtern wie ich gewöhnlich war, hatte ich an diesen Anlässen nicht besondere Freude und sie waren mir eher eine Plage.“ — 1834 dagegen: „Der Berchtoldstag dieses Jahres brachte mir mehr Freude als ich früher je gehabt hatte. An dem Ball im ‚Schwert‘ amüsierte ich mich vortrefflich und war glücklich, daß meine sonst so lähmende und hemmende Schüchternheit überwunden worden.'

„Regelmäßig“ — so spricht sich die Biographie schon für 1833 aus — „wurden auch die K o n z e r t e besucht, die damals eine Art von großer Gesellschaft waren. Alles hatte da nach Rang und Würde seine bestimmten Plätze. Auf einer Seite saßen in hölzernen Bänken die Damen der Aristokratie (Sams-taggesellschaft), daneben auf der zweiten Bankreihe die reichen Kaufmannsdamen, ringsumher an den Wänden und hinten die Herren im Frack und weißen Handschuhen, neben dem Orchester die Knaben, ebenfalls im Fuß. Im Zwischenakt war es

eine Art Pflicht, die Mädchen, mit denen man gewöhnlich tanzte, zu besuchen und etwa auch einen Sack mit Bonbons, den man nebst Punsch im Nebensaale kaufen konnte, zu bringen. Dieser Pflicht entzog ich mich aber meist gerne. — Bei den alle vierzehn Tage am Sonntag sich versammelnden Kameraden ging es meist lustig zu, besonders im Sommer, wo gewöhnlich Ballspiel gespielt wurde. Auch von der Schule aus wurde namentlich im Frühjahr mit Schulkameraden oft Ballspiel gespielt im Schützenplatz auf der großen Wiese, die später zum Bahnhof wurde. Das war immer ein wahres Vergnügen. Auf Anregung der Söhne des Herrn Oberst Bürkli wurde von den Sonntagskameraden Aufführung zweier kleiner Schauspiele (,Joseph Heiderich' von Körner und die ,Überraschung' von J. Gottinger) am Sechseläuten beschlossen. Die Vorbereitungen dazu wurden sehr ernsthaft betrieben, woran ich, obschon ich nur eine Nebenrolle zu übernehmen hatte, pflichtmäßig teilnahm. Der wirklichen auf der ,Schützen' stattfindenden Aufführung konnte ich aber wegen Unwohlsein nicht beiwohnen."

„Zu den mit Lust genossenen Sommervergüngen gehörte das tägliche Baden im See. Auf Wunsch von Herrn Verwalter Fäsi wurde ich 1834 Schwimmlehrer in der Schwimmanstalt. In Begleit von Herrn Fäsi, der im Schiffchen mitfuhr, schwamm ich am 30. Juni ohne große Anstrengung über den See. Freilich mußte ich meine Badelust auch einmal büßen. Ich brachte, auf den See hinausgeschwommen, eine Verwundung an der großen Zehe eines Fußes heim, deren Ursprung rätselhaft blieb. Ein Stückchen Fleisch war herausgerissen, und ich meinte, so sonderbar es klingt, ein Hecht habe mich in den Fuß gebissen. Acht Tage mußte ich liegen, bis die Wunde geheilt war, und schon fürchtete ich — zum Glück ohne Grund — ein projektiertes Fußreischen nicht mitmachen zu können. Noch konnte ich den Platz, wo gleichzeitig mit der in Zürich versam-

melten Tagsagung das eidgenössische Schützenfest abgehalten wurde, besuchen und die radikalen, aufregenden Reden in der Festhütte anhören (man besorgte damals wegen Bundesrevision Benutzung des Schützenfestes zu revolutionärer Erhebung, was aber nicht eintraf).

„Bald völlig hergestellt, konnte ich am 21. Juni das erste selbständige *F u ß r e i s c h e n* in Gemeinschaft mit Bruder Georg, Ad. Bürkli ¹⁾, Gust. Trümpler ²⁾, Albert Bürkli ³⁾ und noch einem sechsten Gefährten, dessen Namen ich mich nicht mehr entsinne, antreten. Es ging nach Unterwalden, Berner Oberland, Faulhorn, Grimsel, Furka, Gotthard, Rigi, und gelang trotz abwechselnden Wetters außerordentlich gut. Die noch erhaltene Reisebeschreibung schließt mit den Worten: ‚So endete unsere fröhliche Reise, die mir in ewigem Andenken bleiben wird. Zu meinen süßesten Träumen gehört noch jetzt mich in Gedanken in dieselbe zu versetzen, nachzurechnen, was ich in dieser Stunde gesehen, gehört, gedacht habe. Ich brachte die Überzeugung nach Hause, daß die Schweiz das schönste Land sei, das es geben könne, und noch nie fühlte ich so lebhaft das Glück ein Eidgenosse zu sein und auch teil an dem herrlichen Land zu haben.‘ Dieses Reischen trug sehr dazu bei, den Sommer des prächtigen Jahres 1834 in bestem Andenken zu behalten. Auch die Schule brachte keinen großen Druck mehr, gewährte mehr Freiheit als früher und wurde gerne besucht.“

Weinlese. Große Freuden wie noch nie brachte der gewohnt in Meilen genossene Herbst (1834). „Der in Quantität wie Qualität ganz außerordentliche Traubensegen versetzte alles in beste Laune. Dazu das schöne, warme Wetter, das über Mit-

¹⁾ Adolf Bürkli-Meyer, geb. 1819, Oberstlieutenant der Artillerie.

²⁾ Gust. Trümpler-Pestalozzi, geb. 1818.

³⁾ Albrecht Franz Bürkli im Florhof, geb. 1815.

tag zur Pause im Traubenlesen nötigte und uns noch das Baden im See gestattete. Von unsrem Leben gibt ein Brief an die Mama ein kleines Bild: „Morgens vor $\frac{1}{2}$ 8 Uhr können wir unmöglich aufstehen; denn bis H. W. und ich uns im Bett wieder zurecht gekrochen und einige Freudenpüffe über den schönen Tag und die zu erwartenden Freuden uns appliziert haben, vergeht viel Zeit. Und dann nach dem Kaffee müssen wir in dem Don Quixote lesen, einigermaßen lernen, in die Reben gehen, Trauben lesen, daß einem die Finger sprühen, zu Mittagspeisen, die Siesta halten, lesen, Trauben essen und dann abends tanzen. Wer wollte da zum Schreiben kommen?“ Ganz besonders gut wurden die in andren Jahren kaum recht reif werdenden Trauben von den sogenannten Zürichreben, so daß der davon gewonnene Wein die Ehre erhielt, in einem Muster als zu dem besten Wein des Kantons gehörig in den Eckstein der neugebauten Münsterbrücke versenkt zu werden. In die Freude kam zwar zuweilen auch einige Trübung. So war ich sehr betroffen und in Angst, als ich mit der Pistole schießend höchst ungeschickt den Ladstock abschöß, der über die Köpfe der Winzer fliegend glücklicherweise keinen Schaden anrichtete. Ganz besonders fröhlich wurde der „Krähhahnen“ in zahlreicher Familiengesellschaft gefeiert, und ich erinnere mich noch, daß ich, nachher zu Fuß zur Stadt gehend, meinte, rückwärts würde ich nach Meilen zurückkehren, wenn ich noch einmal diese Freuden haben könnte.“

1835 erfolgte in den Sommerferien wieder eine herrliche Fußreise, dieses Mal nach Graubünden. „Reisegefährten waren Bruder Georg, A. B. und E. Sch.¹⁾ In elf Tagen durchzogen wir bei schönstem Wetter Weesen,

¹⁾ Adolf Bürkli und Emil Schinz. — Albrecht Emil Schinz, geb. 1817, Professor der Kantonschule in Aarau, später Privatdozent der Mathematik am eidg. Polytechnikum.

Wallensee, Pfäfers, Prättigau, Davos, Filisur, Bergün, M-bula, Engadin von Pontresina bis Silvaplana, Julier, Bivio, Averstal, Andeer, Chur, Werdenberg, Toggenburg, Rapperswil. In jeder Hinsicht war die Reise gelungen und brachte reiche Ausbeute an Frische, Gesundheit und Landeskenntnis. Die Eindrücke davon prägten sich so fest ein, daß sie mir jetzt noch gegenwärtig sind.

„Während der Sommerferien 1836 wurde in Zürich das eidgenössische Turnfest abgehalten, wobei besonders die beiden Brüder Albert¹⁾ und Theodor Kölliker²⁾ in fast beneidenswerter Weise exzellierten. Ich hatte die Aufgabe erhalten, offizieller Beschreiber des Festes zu sein, mußte daher so viel als möglich überall anwesend sein und nachher in der Versammlung des Turnvereins die Beschreibung vorlesen, die humoristisch abgefaßt, ziemlich viel Beifall erntete. Einen der Turner, Bischer von Basel, Neffen von Herrn David Heß³⁾ im Beckenhof, hatten wir bei uns im Quartier, und es trug mir dies eine Einladung zum Mittagessen mit Bischer bei Herrn Heß im Beckenhof ein, die mir eine wertvolle Erinnerung an den so bekannten, geistvollen Mann bleibt.

„Das Schweizerische Turnfest des folgenden Jahres⁴⁾ fand in Schaffhausen statt. Neben mir zog eine stattliche Schar von Turnern aus Zürich hin. In Schaffhausen fand ich sehr gutes Quartier bei dem Vater des 1833 in Gais gewonnenen Freundes, Staatschreiber Ringf von Wildenberg, der mir aber trotz seiner Freundlichkeit nicht imponierte, da es hieß, seinen Haupt-

1) Rudolf Albert v. Kölliker, Dr. med. und phil., Geheimrat, Professor der Anatomie in Würzburg, geb. 1817.

2) Kaspar Theodor Kölliker, geb. 18. ., gest. 1875.

3) Geb. 1770, Verfasser der „Badenfahrt“ u.

4) Vgl. die von Ad. Bürkli herrührende Beschreibung im Jahrgang 1910, S. 105 ff., des Taschenbuches.

erwerb gewinne er durch Spielen in Baden-Baden. An dem Turnen nahm ich keinen großen Anteil, mehr an der Geselligkeit, und zu Nachfrage in der Bibliothek veranlaßte ein Auftrag von Grob, der Näheres über die von Joh. v. Müller hinterlassenen Manuskripte zu erfahren wünschte.“

* * *

Wir schließen diese Aufzeichnungen aus der Selbstbiographie von F. v. W. über seine frühere Jugendzeit mit folgender Notiz, welche so recht einen Einblick in sein damaliges inneres Leben gestattet:

„In meinem Innern wogte es damals sehr hin und her. Neben den Schularbeiten öffnete sich Sinn und Freude für Poesie mehr als früher; auch religiöses Gefühl wurde öfter lebendiger, und obschon ich mir Unlust zu tieferm Denken und Gleichgiltigkeit vorwarf, zeigen doch einzelne Reflexionen sowie einläßlicher Auszug aus den in ihrer geistreichen Klarheit ausgezeichneten Predigten von Alex. Schweizer, daß es an Beschäftigung mit ernstern Gedanken nicht mangelte. Der Umgang mit Herrn Grob und auch die Gespräche zu Hause waren dafür förderlich. Hierüber finde ich in meinem Tagebuch: ‚Bei langem Gespräch am Nachessen vorherrschendes Gefühl Liebe zum alten Vater, der, da er so viel erfahren, über uns junge Löffel so abzusprechen das Recht hätte, und es so wenig tut. Wie seltsam muß es einem alten Mann in unsrer jungen Welt sein. Wenn ich mich hineindente, kann ich nicht begreifen, wie sich die alten Leute noch so gut schicken. Die Achtung vor dem Alter ist eine der heiligsten Empfindungen.‘ Ferner: ‚Heute abend, als ich in wildem Zahnschmerz das Zimmer hinauf- und hinablief und nun zu philosophieren begann, wurde mir auf einmal recht klar, wie das unergründliche Vorhandensein eines moralischen Sinnes in unsrer Brust, der oft unsren

Leidenschaften sehr hinderlich ist, durchaus für das Dasein eines höhern Wesens und eines noch andern Zustandes für uns spricht. Wir hätten ja sonst schon längst das Unbequeme von uns geworfen. Was fangen denn auch die rohen Materialisten mit diesem Gefühl an? Lügen sie es? Erklären können sie es einmal nicht. Auf gleicher Grundlage mit gleicher Beweiskraft beruht, daß Glück nur unter einer Bedingung möglich ist, nämlich (in richtigem Sinn) Zufriedenheit mit sich selbst. Stündlich mache ich diese Erfahrung.“